

Gerd Goldmann

Was Gemeinden heute brauchen



Handbuch für Gemeindeleitungen
und engagierte Mitarbeiter

edition
ForumWiedenest****
Christliche Impulse für Gemeinden. Weltweit.

Leseprobe

Inhalt

Es gibt einen Traum . . .	7
1. Gemeinden brauchen Mut im Vertrauen auf Gott.....	11
„Gib deinen Knechten, dein Wort mit aller Freimütigkeit zu reden!“ (Apg 4,29)	
2. Gemeinden brauchen geistlichen Aufbruch	19
„Des Herrn Hand war mit ihnen, und eine große Zahl glaubte und bekehrte sich zum Herrn.“ (Apg 11,21)	
3. Gemeinden brauchen gesundes Wachstum	35
„Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, Gott aber hat das Wachstum gegeben.“ (Paulus in 1Kor 3,6)	
4. Gemeinden brauchen Klarheit über ihren Auftrag.....	49
<i>Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den Gebeten.“ (Apg 2,42)</i>	
5. Gemeinden brauchen begabte Menschen	69
„Und er hat die einen als Apostel gegeben und andere als Propheten, andere als Evangelisten, andere als Hirten und Lehrer, zur Ausrüstung der Heiligen für das Werk des Dienstes, für die Erbauung des Leibes Christi.“ (Eph 4,12-13)	
6. Gemeinden brauchen starke geistliche Leiter	89
„Und er weidete sie nach der Lauterkeit seines Herzens, und mit der Geschicklichkeit seiner Hände leitete er sie.“ (Ps 78,72)	
7. Gemeinden brauchen dienende Leiter.....	107
„Der Größte unter euch sei wie der Jüngste und der Leiter wie der Dienende. Wer unter euch groß werden will, soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, soll aller Sklave sein.“ (Mk 10,43-44)	
8. Gemeinden brauchen sinnvolle Leitungs-Strukturen.....	125
„Ich freue mich, und sehe eure Ordnung und die Festigkeit eures Glaubens an Christus.“ (Kol 2,5)	
9. Gemeinden brauchen starke Teams	139
„Ihr seid Christi Leib und, einzeln genommen, Glieder.“ (1Kor 12,27)	

10. Gemeinden brauchen eine Sicht für Wachstumsstrukturen	151
<i>„Das Evangelium ist in der ganzen Welt und bringt Frucht und wächst.“ (Kol 1,6)</i>	
11. Gemeinden brauchen engagierte Mitarbeiter	171
<i>„Denn wir sind sein Gebilde, in Christus Jesus geschaffen zu guten Werken, welche Gott vorher bereitet hat, dass wir in ihnen wandeln sollen.“ (Eph 2,10)</i>	
12. Gemeinden brauchen inneren Frieden	183
<i>Es gibt „Verschiedenheiten von Gnadengaben, Verschiedenheiten von Diensten und Verschiedenheiten von Wirkungen.“ (1Kor 12,3)</i>	
13. Gemeinden brauchen definierte Visionen und Ziele	193
<i>„Wisst, dass die, welche in der Rennbahn laufen, zwar alle laufen, aber einer den Preis empfängt. Lauft so, dass ihr ihn erlangt ... Ich laufe nun so, nicht wie ins Ungewisse, ich kämpfe so, nicht wie einer, der in die Luft schlägt.“ (1Kor 9,25-26)</i>	
14. Gemeinden brauchen ein Konzept zur Evangelisation	205
<i>„Ich möchte, dass ihr alle ein Ziel habt und wie ein Mann für die Ausbreitung des Evangeliums kämpft.“ (Phil 1,27 n. Hoffnung für alle)</i>	
15. Gemeinden brauchen einen Blick für Menschen und Milieus.....	221
<i>„Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“ (Lk 19,10)</i>	
16. Gemeinden brauchen ein Konzept zur Seelsorge.....	235
<i>„Weist die Unordentlichen zurecht, tröstet die Kleinmütigen, nehmt euch der Schwachen an, seid langmütig gegen alle.“ (1Thes 5,14)</i>	
17. Gemeinden brauchen eine lebendige Kinder- und Jugendarbeit	245
<i>„Und diese Worte, die ich dir heute gebiete ... sollst du deinen Kindern einschärfen.“ (5Mo 6,6-7)</i>	
18. Gemeinden brauchen einen Blick für die Öffentlichkeit.....	253
<i>„Ihr seid das Licht der Welt; eine Stadt, die oben auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben.“ (Mt 5,14)</i>	
19. Gemeinden brauchen sinnvolle Veränderungen	259
<i>„Es ist nicht gut, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und die Tische bedienen.“ (Apg 6,2)</i>	
20. Gemeinden brauchen kompetente Beratung	273
<i>„Der Weise hört auf Rat. Rettung kommt durch viele Ratgeber.“ (Spr 12,15; 11,15)</i>	

4. Gemeinden brauchen Klarheit über ihren Auftrag



Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den Gebeten.“ (Apg 2,42)

Bisher wurde intensiv nach geistlichem Aufbruch und Wachstum von Gemeinden in Deutschland gefragt, weil wir da ein riesiges Defizit erkennen. Dabei ist die wichtige Frage nach dem Auftrag der Gemeinde zunächst zurückgestellt worden. Die Klarheit über den Auftrag der Gemeinde ist aber eine unabdingbare Voraussetzung für sinnvolles ausgewogenes Arbeiten. Viele Missverständnisse und Auseinandersetzungen, denen wir heute begegnen, haben ihre tiefste Ursache darin, dass der Auftrag der Gemeinde unterschiedlich verstanden wird. Dabei ist die erste Frage, für wen die Gemeinde da ist.

Gottes Gemeinde

Die Gemeinde ist das Wertvollste, was Gott im Universum besitzt. Den Wert eines Besitzes erkennt man an dem Preis, der dafür bezahlt wurde. Gott hat sich die Gemeinde erworben mit dem Blut seines eigenen Sohnes (Apg 20,28). Die Gemeinde ist Gottes Plan „nach ewigem Vorsatz“, den er verwirklicht hat in Jesus Christus, unserem Herrn (Eph 3,12). Jesus hat die Gemeinde geliebt und sich selbst für sie hingegeben (Eph 5,25). Sie besteht aus wiedergeborenen Menschen, die Gott in Christus auserwählt hat vor Grundlegung der Welt (Eph. 1,3). „Ich werde meine Gemeinde bauen“, hat Jesus zu Petrus gesagt (Mt 16,18). Er selbst „nährt und pflegt“ die Gemeinde (Eph 5,29), die sein Leib ist, die „Fülle (Vervollständigung) dessen, der alles in allen erfüllt“ (Eph 1,23).

Aus diesen wenigen Zitaten spricht die Leidenschaft von Gott und Jesus für die Gemeinde, die ihnen gehört. Deswegen ist die Gemeinde zuerst für Gott und für ihren Herrn Jesus Christus da, um Gott und Christus von ganzem Herzen zu lieben und anzubeten.

Das Doppelgebot der Liebe

Das entspricht auch diesem Gebot, das das Herz Gottes auf besondere Weise zeigt. Jesus zitiert und kommentiert es so: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand. Dies ist das erste und größte Gebot. Das zweite aber *ist ihm gleich*: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mt 22,37-39).

Nach diesen Worten gehört unsere Liebe – und damit auch die Liebe der Gemeinde – Gott und dem Nächsten *mit gleicher Priorität*. Also unseren Brüdern und Schwestern, aber auch allen Menschen, die Gott uns „über den Weg schickt“, wie im Gleichnis vom „Barmherzigen Samariter“ sehr anschaulich gezeigt. Übrigens: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen hat, kann nicht Gott lieben, den er nicht gesehen hat.“ (1Joh 4,20). Allen Menschen schuldet die Gemeinde das Evangelium, die Fürbitte (1Tim 2,1) und gute Werke (Mt 5,16; Tit 3,8). „Wenn Gott wissen will, wie sehr ich ihn liebe, dann fragt er nicht mich, sondern meinen Nächsten“ (Walter Lüthi). Die Gemeinde ist also mit gleicher Priorität für Gott und für Menschen da, und zwar für Christen und für Nichtchristen.

Aufgaben der Gemeinde

Deswegen ergibt sich ein sehr breites Spektrum von Aufgaben. Dabei setzen Gemeinden offensichtlich unterschiedliche Schwerpunkte. Rick Warren („Kirche mit Vision“) unterscheidet fünf Ausprägungen, die alle von sich behaupten „Gemeinde nach dem Neuen Testament“ zu sein:

1. Die Klassenzimmer-Gemeinde

Der Schwerpunkt liegt auf systematischer biblischer Lehre.
Schlüsselworte: Heilsgeschichtliche Bibelauslegung, Auslegungspredigt, Bibelwoche, Wortbetrachtung, Bibelarbeit, Griechisch, Lehrmeinungen, Wissen, Wahrheit, Jüngerschaft

2. Die Seelen gewinnende Gemeinde

Der Schwerpunkt liegt darauf, Menschen für Jesus zu gewinnen.
Schlüsselworte: Evangelisation, Errettung, Verlorensein, Entscheidung für Jesus, Taufe, Nacharbeit, Besucherzahlen, persönliche Kontakte, missionarisch, missional, Weltmission

3. **Die Gott erlebende Gemeinde**

Schwerpunkt: Gemeinschaft mit Gott in Anbetung und Gebet. Abendmahl und Anbetung sind wichtigste Merkmale im Leben einer solchen Gemeinde

Schlüsselworte: Lobpreis, Anbetung, Musik, Abendmahl, Gebetserhörungen, Heiliger Geist, Gottes Kraft

4. **Die Familientreff-Gemeinde**

Der Schwerpunkt liegt auf Gemeinschaft untereinander und starken Beziehungen. Man kümmert sich umeinander und macht vieles zusammen.

Schlüsselworte: Liebe, Gemeinschaft, Fürsorge, Anteilnahme, Wohngemeinschaft, Zweierschaft, Seelsorge

5. **Die Soziales-Gewissen-Gemeinde**

Der Schwerpunkt liegt auf „seid Täter des Wortes“. Gemeindevotum: „Seife, Suppe und Seelenheil“

Schlüsselworte: Diakonie, notleidende Menschen, Tafelarbeit, dienen, teilen, mitarbeiten, helfen

Oft finden wir, dass ein oder mehrere Aspekte einseitig ausgeprägt sind – natürlich auf Kosten der anderen. Welche Aufgaben stärker betont werden, hängt stark von Führungspersönlichkeiten und Traditionen der einzelnen Gemeinderichtungen ab. Oft gibt man sich über seine eigene DNA, also sein Erbgut als Gemeinde, zu wenig Rechenschaft. Unbewusst verstärkt man seine Erbanlagen noch. So neigen z. B. „Klassenzimmer-Gemeinden“ dazu, die „so wichtige Lehre“ noch mehr zu vertiefen – und gleichzeitig anderen vorzuwerfen, dass sie „oberflächlich“ seien. Vielleicht mit einem Anflug von Stolz, der sie für die Schwerpunkte anderer Gemeinden ein Stück blind macht. Neue Gemeinden nehmen sich vielleicht vor, „ganz anders“ als die „alten“ Gemeinden aufzutreten, können dann aber schnell die Stärken der alten vernachlässigen.

Analoges gilt für jede andere Gemeindeform. Allerdings setzen die meisten Gemeinden mehrere der angegebenen Teil-Aufträge um, so dass die oben angegebenen Reinformen kaum existieren. Brüdergemeinden sind vom Ansatz her Klassenzimmer-Gemeinden und Gott erlebende Gemeinden, wegen ihrer starken Ausprägung des Abendmahls.

Welches ist nun die „wirklich biblische Gemeinde“? Wenn die Gemeinde sowohl für Gott als auch für Christen und Nichtchristen da sein soll,

dann folgt daraus, dass *alle fünf Ausprägungen* erfüllt sein müssen. Das ist schon allein deswegen plausibel, weil jede Gemeinde eine einleuchtende biblische Begründung für ihren jeweiligen Schwerpunkt angeben kann.

Aus Platzgründen kann diese Aussage leider nicht intensiv begründet werden. Deswegen zur Bestätigung nur eine kurze Analyse aus der Apostelgeschichte! Die ersten Christen „verharrten in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft (sie waren ein Herz und eine Seele, Apg 4,32), im Brechen des Brotes und in den Gebeten“ (Apg 2,42). Dazu kam das intensive Anliegen, Gottes „Wort mit aller Freimütigkeit zu reden“ (Apg 4,29-31), verbunden mit Wundern und Heilungen (Apg 4,29; 5,16) und sozialer Unterstützung Notleidender (Apg 9,36). Das alles kennzeichnete die Jünger. Sie taten es ganz selbstverständlich, weil der Herr es den Aposteln mit auf den Weg gegeben hatte und der Geist Gottes die Umsetzung bewirkte. Das war die DNA der ersten Gemeinde.

Sie setzten also alles *gleichzeitig* um, was „Klassenzimmer-Gemeinde“, „Seelen gewinnende Gemeinde“, „Gott erlebende Gemeinde“, „Familientreff-Gemeinde“ und „Soziales-Gewissen-Gemeinde“ anstreben. Gemeinde soll eben in der Kraft Gottes gleichzeitig der Ort sein, wo das lebendige und wirksame Wort des Christus wohnt *und* das Haus des lebendigen Gottes *und* die Hoffnung der Welt *und* die Gemeinschaft der Heiligen *und* die Stadt auf dem Berg! Oder anders ausgedrückt: Kompetente Lehre, leidenschaftliche Evangelisation, inspirierende Anbetung Gottes, intensive Gemeinschaft und nachhaltiges sozial-diakonisches Arbeiten gehören zu den Kernaufgaben einer Gemeinde.

Die Mitte des Tisches

Vielleicht haben wir Angst, uns in einem riesigen Programm zu verzetteln, wenn wir das alles gleichzeitig erreichen wollen. Aber Gott hat seinen eigenen Weg der Realisierung, auf den im folgenden Kapitel eingegangen wird. Entscheidend ist zunächst, dass wir die Sicht haben, *den gesamten Auftrag der Gemeinde im Glauben umzusetzen*. Wenn das gelingt, befinden wir uns im Zentrum des Willens Gottes, gewissermaßen in der „Mitte des Tisches“. Wenn wir eine ausgewogene Gemeinde-Entwicklung anstreben, darf keiner der einzelnen Aufträge so überbetont oder so vernachlässigt werden, dass wir uns an den „Rand des Tisches“ ziehen lassen. Immer wieder müssen wir an der jeweils schwächsten Stelle arbeiten, auf kluge geistliche Weise müssen scheinbare Gegensätze zusammengebracht werden.

Diese komplexen Zusammenhänge bergen natürlich das Potenzial für Auseinandersetzungen, die eben dadurch entstehen, dass Teilaufträge der Gemeinde gegeneinander ausgespielt werden. Deswegen sollen im Folgenden bewusst einige dieser Gegensätze beleuchtet werden. Dabei wollen wir uns die genialen Worte Jesu vor Augen halten: „Was aber siehst du den Splitter, der in deines Bruders Auge ist, den Balken aber in deinem Auge nimmst du nicht wahr?“ (Mt 7,3). Der Herr schenke uns einen klaren Blick für die „Mitte des Tisches“ und für unsere eigene Position „auf dem Tisch“! Er helfe uns, über unsere eigenen Schwächen nachzudenken, bevor wir die Positionen anderer verurteilen.

Beispiel „Willow Creek“

Die Willow Creek-Gemeinde in Chicago ist ein Beispiel, bei dem mir glühende Verehrung und strikte Ablehnung gleichzeitig begegnet sind. Dabei bleibt unstrittig festzuhalten, dass dort zehntausende Menschen zum lebendigen Glauben an Jesus Christus gekommen sind. Von ihrem Leiter, Bill Hybels, kann ich lernen, wie bestimmte Menschen in unserer heutigen Zeit und Kultur für Jesus gewonnen werden. Deswegen höre ich ihm in dieser Frage sehr genau zu. Ich freue mich über die echte Begeisterung, Menschen zu meinem Herrn zu bringen. Diese Begeisterung steckt mich an. Vor allem auch weil ich weiß, dass immer Gott am Handeln ist, wenn Menschen zur Wiedergeburt kommen (vgl. den Beweis des Wirkens des Herrn in Apg 11,21). Wenn unser Herz wirklich für Menschen schlägt, die Jesus noch nicht kennen, werden wir an Willow Creek ein starkes Vorbild finden.

Außerdem habe ich von Bill Hybels noch andere wichtige Dinge gelernt, z. B. zum Thema Leiterschaft, zum Glaubensmut oder zur Mitarbeitergewinnung ... Bill war einer der ersten, der Leitungsfragen mit geistlicher Kompetenz ins Gespräch brachte. Viele wichtige Prinzipien hat er „auf den Punkt gebracht“ und mit guten Beispielen aus eigener Erfahrung belegt. Seine Beiträge sind mir bis heute eine große geistliche Hilfe.

Es gibt in Deutschland leider niemanden, der eine Gemeinde von ähnlicher Größe gegründet hat, und schon gar nicht mit einem Anfang bei Null! Und erst recht nicht mit Bekehrungs-Wachstum! Außerdem weiß ich von Oscar Muriu, der die Entwicklung der Nairobi Chapel in Kenia ausgehend von 20 Mitgliedern bis auf viele Tausende vorangebracht hat, dass in Leitungsstil, Formen und Abläufen riesige Unterschiede bestehen zwischen

wachsenden Gemeinden mit vielen tausend Leuten und Gemeinden mit gerade mal 100 Mitgliedern, die sich alle intensiv kennen, weil sie zum großen Teil schon lange dazugehören (s. unter „Wachstumsstrukturen“).

Ich kann aber auch nachvollziehen, dass Brüder und Schwestern aus einer „Klassenzimmer-Gemeinde“ oder auch aus einer „Familientreff-Gemeinde“ oder „Gott erlebenden Gemeinde“ anmerken, dass Willow Creek nicht auf der Mitte des Tisches ist. Ich würde auch nicht alles so machen wie in Chicago. Aber ich will gerne alles prüfen und dann das Gute behalten (1Thes 5,21), um selbst in die Mitte des Tisches zu kommen.

Gerade deswegen wünsche ich mir, dass alle Urteile über diese Gemeinde liebevoll und differenziert ausfallen. Kürzlich las ich: „Der Grundirrtum dieser Bewegung ist der, dass sie im Menschen verankert statt in Gott, und daher die Unzufriedenheit überwinden will, indem sie mit menschlich hantierbarem menschliche Erwartungen zufriedenstellen will“ (Benedikt Peters in „Bibel und Gemeinde“). Müssen wir mit unseren Urteilen nicht sehr aufpassen?

Beispiel „Bekennende Kirche“

Das ist ein sehr kleiner Zirkel von Gemeinden, der eine „reformatorische Theologie“ vertritt. Interessant sind hier die „Kriterien, die bereits in der Zeit der Reformation als Kennzeichen für eine wahre Kirche erkannt worden sind.“ Sie werden von Kurt Vetterli folgendermaßen formuliert: „Rechte (schriftgemäße) Verkündigung des Wortes Gottes, rechte Verwaltung der Sakramente (Taufe und Abendmahl) und die Bereitschaft der Gemeindeleitung, gegebenenfalls Gemeindezucht zu üben.“ Dazu formuliert Vetterli folgenden Katalog von Testfragen für eine Gemeinde, der man sich anschließen kann, der hier bewusst *vollständig* wiedergegeben wird: „Werden in der Gemeinde Gottesdienste so gefeiert, dass in ihnen das Wort Gottes im Mittelpunkt steht? Wird in den Predigten das Wort Gottes ausgelegt und erklärt? Sind die übrigen Elemente des Gottesdienstes am Wort Gottes orientiert? Wird darauf geachtet, dass Gott in allem geehrt wird? Gibt es eine Gemeindeleitung, die sich in ihren Entscheidungen an den Aussagen der Bibel verbindlich orientiert? Gibt es überhaupt ordentlich eingesetzte Leiter, Älteste, Pastoren, die der ganzen Gemeinde bekannt sind? Sind Älteste/Pastoren bemüht, die Gemeindeglieder zu kennen und sie geistlich durch das Wort der Wahrheit zu nähren und Hilfestellung im geistlichen Wachstum zu geben?“

Ich will diesen Fragenkatalog nicht kommentieren. Ich denke, die Leser sind selbst in der Lage, einzustufen, welche Teil-Aufträge von solchen Gemeinden gut wahrgenommen werden und welche nicht. Gemeinde ist viel mehr als hier angesprochen wird.

Gegensatzpaare

Anhand von acht Gegensatzpaaren soll das Ringen um die „Mitte des Tisches“ noch ein Stück besser konkretisiert werden. Die unterschiedlichen Antworten auf diese immer wieder diskutierten Gegensätze ergeben sich auch aus unterschiedlichen Betonungen der aufgeführten fünf Teil-Aufträge der Gemeinde.

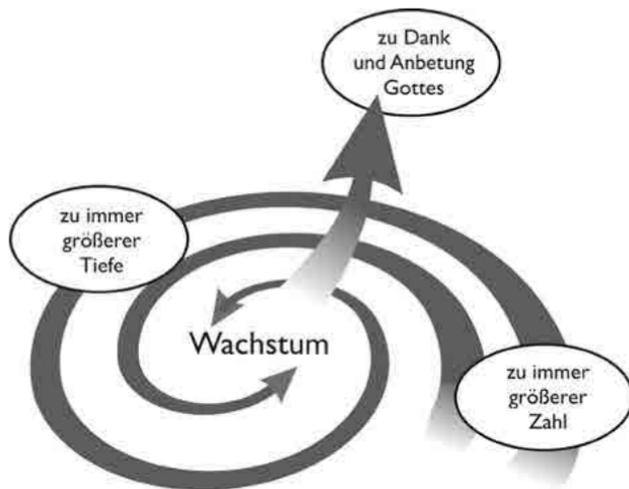
I. Inneres oder äußeres Wachstum?

Nach diesen Ausführungen leuchtet sofort ein, dass man inneres nicht gegen äußeres Wachstum ausspielen darf. Hier schauen „Klassenzimmer-Gemeinden“ und „Seelen gewinnende Gemeinden“ aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Natürlich wollen wir alle Anstrengungen unternehmen, damit die Menschen, die Gott uns anvertraut, möglichst intensiv im Glauben wachsen. Das darf aber nie auf Kosten des Wachstums an Zahl gehen. Wir hören nicht auf, intensiv zu beten und hart daran zu arbeiten, dass möglichst viele Menschen bei uns zum Glauben kommen.

Vor einigen Jahren habe ich eine Gemeinde beraten, die in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts in jedem Jahr deutliche Zuwachsraten hatte. Zahlenmäßig waren sie gerade an einer Wachstumsschwelle. Da hat jemand die Parole ausgegeben: „Lasst uns doch erst einmal den Glauben der Menschen vertiefen, die neu zu uns gekommen sind – und dann weiter evangelisieren.“ Das Ergebnis war, dass das Gemeindegewachstum ziemlich schnell zum Stillstand kam – und über mehr als ein Jahrzehnt hinweg ausgesetzt hat!

In Abb. 4.1 ist die Sicht unserer Krefelder Gemeinde visualisiert, die wir Mitte der 80er Jahre festgelegt haben. „Wir wollen Wachstum an Zahl“, haben wir gesagt. Das haben wir durch einen breiten Zulaufstrom verdeutlicht, der möglichst viel Masse einzieht. „Und Wachstum in die Tiefe“, dargestellt durch einen rotierenden Strömungswirbel, der nach unten saugt, wie wir ihn vom Abfluss in Badewannen kennen. „Letztlich soll alles zur Anbetung Gottes dienen“, was der Pfeil nach oben zeigen soll.

Abb. 4.1: Sicht der Krefelder Gemeinde zum Gemeindegewachstum



2. Biblische Prinzipien oder Pragmatismus?

Zunächst ist unsere Ausrichtung ganz klar: die Bibel ist Gottes Wort. Deshalb ist sie nicht nur verbindlich, sie bedeutet uns sehr viel mehr: Sie erfreut das Herz des geistlichen Menschen; sie ermutigt uns, in aller Arbeit Gott zu vertrauen; sie redet von Gottes Liebe, Kraft und Herrlichkeit; sie berichtet uns die weisen Worte und liebevollen Werke des Sohnes Gottes; sie zeigt uns das Vorbild der Zeugen Jesu und der ersten Gemeinden ... Rundum: Wenn wir nicht immer wieder aus dem Wort Gottes Kraft und Orientierung schöpfen, können wir gleich aufgeben. In Brüdergemeinden habe ich ein erfreulich hohes Maß an echter Liebe zur Heiligen Schrift beobachtet.

Aber: Jede Gemeinde arbeitet auch auf Gebieten, die sie mit dem Wort Gottes nicht unmittelbar begründen kann. Ein gutes Beispiel sind die Kinder- und Jugendarbeit. Die gibt es im Neuen Testament nicht. Es würde sogar eher der Schluss naheliegen, dass Kinder und Jugendliche ausschließlich in der Familie geistlich ausgerichtet und erzogen werden. Oder warum sollten Kinder und Jugendliche nicht einfach am Gottesdienst teilnehmen wie die Erwachsenen auch? Dieser oder ähnlicher Auffassung waren unsere Väter. Jugendarbeit musste sich regelrecht „durchsetzen“. Das geschah An-

fang der 1920er Jahre, als die weltliche Jugendbewegung aufkam. Ähnliches gilt für Chorarbeit und Musikaarbeit, für Freizeiten, Konferenzen, christliche Schulen und vieles andere.

Alles fußt auf rein pragmatischen Entscheidungen! Man sieht etwas als notwendig an und es „funktioniert“, teilweise seit vielen Generationen. Niemand gibt sich mehr Rechenschaft darüber, dass diese Aufgaben nur aus Prinzipien der Schrift, nicht aber aus konkreten Handlungsanweisungen abgeleitet sind. Manchmal haben die ersten, die solche Arbeiten begonnen haben, mit Widerstand leben müssen, heute sind wir dankbar für ihren Glauben und Weitblick, mit dem sie Nützliches begonnen haben.

So werden auch neu gegründete oder wachsende Gemeinden manches anders machen als „traditionelle“ (s. unter „Wachstumsstrukturen“). Natürlich muss alles anhand der Bibel geprüft werden. Aber sie werden eigene Formen finden, die dort nicht exakt beschrieben sind. Schade, wenn man so wenig aus der Vergangenheit lernt, dass man neu Begonnenes direkt als pragmatisch an den Pranger stellt!

3. Gottesdienst für Gläubige oder für Gäste?

Über den Dienst des Paulus in Ephesus lesen wir: „Er redete täglich in der Schule des Tyrannus. Dies aber geschah zwei Jahre lang, so dass alle, die in Asien wohnten, sowohl Juden als auch Griechen, das Wort des Herrn hörten.“ (Apg 19,9-10). Das sei eine Art „Bibelschule“ oder „Theologisches Seminar“ gewesen, sagen viele. Und sie denken dabei an eine systematische Belehrung aus dem Wort Gottes. Erstaunlich ist nur, dass nicht nur das Wissen der Teilnehmer zunahm, sondern dass das Evangelium dadurch enorm weite Kreise zog und „alle, die in Asien wohnten“ die Botschaft hörten. Vermutlich war Epaphras einer davon, der dann die Gemeinde in Koloßä (Kol 1,7) gegründet hat. Im Kern ging es also um ein „jüngerschaftsorientiertes Lehren“, das Evangelisation und die strategische Verbreitung des Evangeliums einschloss (Lothar Jung).

Ich weiß nicht, ob man ihre Treffen als „Gottesdienste“ bezeichnen kann. Aber ich weiß, dass biblische Lehre so vermittelt wurde, dass das Evangelium lief. Deswegen bin ich davon überzeugt, dass in unseren Gottesdiensten beides vorkommen muss: Lehre und Evangelium. Und dass es normal ist, dass in Gottesdiensten Gemeindeglieder und auch möglichst viele Gäste dabei sind.

Missionarische Bewegungen und „Seelen gewinnende Gemeinden“ neigen dazu, evangelistischen Veranstaltungen die größte Bedeutung zu-

zumessen. Dazu gehört die erwähnte Willow Creek-Gemeinde mit dem Konzept des all-sonntäglichen Seeker-Service (Gottesdienst für Suchende). Aber auch Watchman Nee, einer der großen Väter der Brüderbewegung und des missionarischen Gemeindebaus. Er schreibt: „Die wichtigste Versammlung im Neuen Testament ist die evangelistische Versammlung. Es ist die erste Art der Versammlungen sowohl in der Apostelgeschichte als auch in den Evangelien. Nach der Geschichte der Urgemeinde zu urteilen, waren die evangelistischen Versammlungen die grundlegendsten Versammlungen. Erst als die Gemeinde im 3. und 4. Jahrhundert zu verfallen begann, verloren die evangelistischen Versammlungen langsam an Bedeutung und Versammlungen, in denen am Wort gedient wurde, übernahmen die führende Rolle. Die Beliebtheit des Anhörens von Botschaften ist ein Kennzeichen des schwachen Zustandes der Gemeinde. In der früheren Gemeinde stand die Verkündigung des Evangeliums mehr im Vordergrund als das Hören von Botschaften. Die Umkehrung, die wir heute vorfinden, ist ein Beweis des Versagens der Gemeinde. Damit die Gemeinde wieder stark sein kann, sollte die Verkündigung des Evangeliums wieder ihre ursprüngliche Rolle als die grundlegendste der Versammlungen einnehmen.“

Man muss diese pointierte Meinung von Watchman Nee nicht teilen. Schließlich gibt es auch noch die Briefe, die vom „Zusammenkommen als Gemeinde“ reden (z. B. 1Kor 11,18; 11,20; 14,26). Aber seine Worte zeigen, dass sich „Seelen gewinnende“ missionarische Gemeinden sehr stark von „Klassenzimmer-Gemeinden“ und auch von „Gott erlebenden Gemeinden“ unterscheiden. Da letztere die überwältigende Mehrheit der Gemeinden bilden, prägen sie das Meinungsbild über den Inhalt eines Gottesdienstes. Für viele Teilnehmer ist entscheidend, dass sie selbst „gesegnet“ werden – an Menschen, die Gott noch nicht kennen, denkt man nur wenig. Hinzu kommt, dass theologische Ausbildungsstätten hinsichtlich der Inhalte von Gottesdiensten oft einseitig prägen. Und dass die Großkirchen in unserem Land davon ausgehen, dass ihren Gottesdiensten nur ihre Mitglieder beiwohnen, die eine Bekehrung nicht mehr nötig haben.

Das jeweilige zentrale Anliegen einer Gemeinde wird sich also auch im Gottesdienst als ihrer wichtigsten Veranstaltung ausdrücken. Hinzu kommt, dass man nur selten die Möglichkeit mehrerer gleichrangiger Gottesdienste mit unterschiedlichem Inhalt (seelengewinnend, lehrmäßig oder anbetend) hat, weil der späte Sonntagmorgen einfach die stark bevorzugte Zeit zum Besuch eines Gottesdienstes darstellt. Deshalb wird diese Veranstaltung vor allem den Stempel des jeweils wichtigsten Gemeindeglieds tragen.

Allerdings müssen sich die fünf Elemente Evangelisation, Lehre und Jüngerschaft, Anbetung und Abendmahl, Gemeinschaft sowie soziales Engagement in einer Gemeinde gleichgewichtig ausprägen. Das muss sich natürlich auch in den Gottesdiensten ausdrücken. Von diesem Ziel her müssen wir daraus konkrete Vorgehensweisen für unsere Gottesdienste entwickeln, die sicher in jedem Kontext anders aussehen. Ich bin fest davon überzeugt, dass ein Grund für das mangelnde Wachstum unserer Gemeinden damit zusammenhängt, dass wir „Evangelisation“ und „Soziales Engagement“ weitgehend aus unseren Gottesdiensten ausgelagert, vielleicht sogar an Spezialisten „vergeben“ haben.

Dabei ist sicher, dass die gesamte Vielfalt in einem einstündigen Gottesdienst nicht darstellbar ist. Auch wenn man sich am Sonntagmorgen mehr Zeit nimmt (was sehr wünschenswert ist), wird es nicht gelingen, alle aufgeführten Elemente gleichzeitig zu integrieren. Mögliche Lösungen sind regelmäßige, gut vorbereitete evangelistische „Gästegottesdienste“ an bestimmten Sonntagen, zu denen viele Freunde und Bekannte eingeladen werden. Im Übrigen ist es auch für Christen wichtig, das Evangelium unter immer wieder neuen Gesichtspunkten zu hören, denn schließlich soll ja jeder Christ in die Lage versetzt werden, „jedem Einzelnen“ auf seine Fragen Antworten zu geben, die „allezeit in Gnade, mit Salz gewürzt“ sind (Kol 4,6). Biblische Lehre und Jüngerschaft können gezielt und verstärkt in Hauskreise eingebaut werden. Lebensberichte im Gottesdienst sind ein gutes Element, um Gemeinschaft und soziale Beziehungen anzusprechen ...

4. Drinnen oder draußen?

Bei Gott gibt es eine messerscharfe Grenze zwischen seinen Kindern und den anderen Menschen. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ (Rö 8,9), heißt die glasklare Aussage. Manche Menschen mögen immer in der Nähe der Kinder Gottes gewesen sein, sich auch engagiert haben, vielleicht viel Gutes und Frommes getan haben: Das alles zählt nicht. Entscheidend ist nur, ob Gottes Geist in einem Menschen wohnt.

„Der Herr kennt, die sein sind.“ (2Tim 2,19) Wir dagegen können den anderen nur nach seinem Bekenntnis und der geistlichen Frucht in seinem Leben einstufen. Früher schien das alles ganz einfach zu sein. Ein mächtiger Evangelist rief die Leute zur Entscheidung auf, sie nahmen Jesus als Herrn an und wurden gerettet. Gab es nicht aber auch damals schon Menschen, die lange mitgelaufen sind, ehe sie wirklich zum erkennbaren Glauben durchgebrochen sind?

Evangelisten sagen uns, dass viele Menschen heute keine schnellen „punktuellen“ Entscheidungen treffen, sondern „einen Prozess“ durchlaufen, ehe sie zum lebendigen Glauben durchdringen. Mir ist das nicht neu. Auch ich bin durch einen jahrelangen Prozess zum Glauben gekommen, wobei der Kopf immer ein Stück weiter war als der übrige Mensch. Ich war immer bei der Gemeinde und habe auch in der Zeit der Unsicherheit kleinere Aufgaben übernommen. Es war selbstverständlich, dass ich in dieser Zeit des Reifens einer von ihnen war, ich war ja Kind gläubiger Eltern. Das war ein Bonus, den „der von draußen“ oft nicht hat. Es wäre aber gut, man würde ihm die gleichen wohlwollenden Chancen einräumen.

Das ist genau die Haltung, die den Suchenden „von draußen“ ernst nimmt. Wie unter „Konzept zur Evangelisation“ ausführlich besprochen, sind viele Schritte nötig, bis ein aufrichtig suchender Mensch, der Gott und die Bibel überhaupt nicht kennt, zum Glauben durchbricht. Ich möchte jedem wünschen, dass er alle diese Schritte in der Geborgenheit der Gemeinschaft der Gemeinde tun kann, ohne dass ständig jemand die Frage nach der Bekehrung stellt oder gar sanften oder deutlicheren Druck anwendet. Wir sollten dem Suchenden ein Empfinden der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft geben, natürlich ohne Illusionen über sein Heil zu wecken oder zu fördern.

Man hat das Verhalten von Gästen in einer christlichen Gemeinschaft gerne mit einem Wortspiel aus drei englischen Wörtern beschrieben, die alle mit *Be* beginnen: *Believe* (= glauben), *Belong* (= dazugehören, wobei das Dazugehören zur Gemeinschaft gemeint ist), *Behave* (= benehmen, d. h. sich wie ein Glied der Gemeinde benehmen). Die klassische Reihenfolge ist: *Behave* → *Believe* → *Belong*. Man muss sich zuerst so verhalten, dass man „reinpasst“, dann zum Glauben kommen – schließlich „darf“ man dazugehören. Die Reihenfolge, die dem heutigen suchenden Menschen entgegenkommt, lässt sich mit *Belong* → *Believe* → *Behave* beschreiben. Dem Suchenden wird das Gefühl der Zugehörigkeit vermittelt, ehe er zum lebendigen Glauben findet. Schließlich zeigt er ein Verhalten, das christlicher Ethik entspricht.

Der zweite Prozess ist für uns als Gemeinde schwieriger, weil er mehr Verständnis und persönliche Begleitung voraussetzt. Aber er ist Ausdruck unserer Liebe zu den Verlorenen. Allerdings darf die Herausforderung der Entscheidung für Jesus Christus nicht verwischt werden. Selbstverständlich können nur wiedergeborene Christen als Mitglieder in die Gemeinde aufgenommen werden.

Auch in dieser Frage werden sich „Seelen gewinnende Gemeinden“ oder gar „Soziales-Gewissen-Gemeinden“ etwas anders einstellen als „Klassenzimmer-Gemeinden“.

5. Wachstum durch Transfer oder Bekehrung?

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie eine Gemeinde wachsen kann: Indem Menschen sich bekehren und in die Gemeinde integriert werden (Bekehrungs-Wachstum) oder indem bereits wiedergeborene Christen aus anderen Gemeinden „gewonnen“ werden (Transfer-Wachstum).

Eine Gemeinde sollte Bekehrungs-Wachstum anstreben. Denn nur so richtet sich unser Herz auf Menschen aus, die Gott nicht kennen. Dazu will uns die Liebe des Christus drängen (2Kor 5,14), weil er will, dass alle Menschen gerettet werden (1Tim 2,4).

Wenn wir das offensiv betreiben und die Gemeinde wächst, werden sich auch Christen dazustellen, die die geistliche Dynamik miterleben und mitgestalten wollen. Das betrifft besonders solche, die neu an einem Ort zuziehen. Diese Christen brauchen wir auch, weil eine wachsende Gemeinde immer viele gefestigte Mitarbeiter benötigt. Es ist wie bei den ersten Christen: Sie konnten einen schnellen stabilen Gemeindebau betreiben, weil viele Juden zum Glauben kamen, die bereits die alten Schriften gut kannten und somit eine solide Basis bildeten.

Dann gibt es andere Gemeinden, die beziehen fast ihr gesamtes Wachstum aus solchen Transfer-Christen. Dazu gehört z. B. die „Konferenz für Gemeindegründung“ (KfG). Nach Angaben ihres Vorsitzenden Wilfried Plock wächst die KfG zu 90 % durch Transfer (Idea-Spektrum). Wenn man auf Transfer-Wachstum ausgeht, wird man sich in der Regel stärker von anderen Gemeinden abgrenzen. Irgendwie wird auch die Überlegenheit der eigenen Gemeinde(richtung) über andere herausgestellt, um Christen zu gewinnen.

6. Gott oder Mensch?

Dazu ist bereits unter „Gesundes Wachstum“ gezeigt worden, dass Gott das Wachstum der Gemeinde schenkt, wie auch in der Natur. Wir Menschen müssen aber wie gute Bauern oder Gärtner hart arbeiten und ständig die Bedingungen studieren und schaffen, unter denen die verschiedenen Pflanzen besonders gut wachsen.

Dabei zeigt die Apostelgeschichte, dass der Herr nicht unsere Aufgaben übernimmt. Dort gibt es eine Reihe von Beispielen, wo Gott deutlich zu Menschen spricht. Aber die Verkündigung des Evangeliums, die Taufe, die Integration in die Gemeinde ist immer die Aufgabe der Diener Gottes. Selbst bei Paulus, dem der auferstandene Herr auf sehr spektakuläre Weise begegnete, überlässt er es einem Hananias, Paulus die Hände aufzulegen, damit er erst einmal wieder sehen kann (Apg 9,12). Oder bei Kornelius, dem ein Engel Gottes in einer Erscheinung begegnet, gebraucht der Herr doch Petrus, um diesem Mann das Evangelium zu sagen. Säen und Ernten ist uns übertragen, auch wenn wir ohne Gott endlos säen und nie reife Früchte ernten würden. „Gib deinen Knechten, dein Wort mit aller Freimütigkeit zu reden, indem du deine Hand ausstreckst zur Heilung, dass Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus.“ (Apg 4,29-30) Dieses Gebet der ersten Christen bestätigt das notwendige Zusammenwirken von Gott und Mensch auf sehr eindrückliche Weise.

Es gibt noch einen anderen wichtigen Aspekt. Häufig sind mir Aussagen von folgender Qualität begegnet: „Unsere Gemeinde kann (noch) nicht wachsen, wir müssen zuerst ... mehr beten, bestimmte Veranstaltungen konsequent besuchen, mehr lernen, ein geheiligeres Leben führen, reife Christen werden ...“ Oder anders formuliert: „Der Herr kann uns noch kein Wachstum schenken, weil unsere Gebetsveranstaltungen so erbärmlich schwach besucht sind ...“

Dass wir uns nicht missverstehen: Die aufgezählten Punkte sind alle sehr wichtig und es ist gut, konsequent daran zu arbeiten. Aber es ist falsch, den Beginn des Wachstums an solche Bedingungen zu koppeln. Könnte es nicht sein, dass man ganz anders und viel verbindlicher miteinander betet, wenn die ersten neuen Leute zur Gemeinde kommen? Dass man daran viel intensiver wächst und lernt, auf Gott zu vertrauen, als wenn alles seinen „geregelter Gang“ geht? Also auch hier: Nicht zwei Aspekte gegeneinander ausspielen, sondern mutig vorangehen!

Ein Beispiel solcher Einseitigkeiten ist mir vor kurzem begegnet: In einem Artikel wird die Ansicht vertreten, dass wir erst „richtigen“ Gemeindebau betreiben könnten, wenn wir das Wesen Gottes in großer Tiefe erkannt hätten. Anderen wird vorgeworfen, sie orientierten sich nur am Menschen: „Der Mensch ist wichtig!“ Natürlich ist es gar keine Frage, dass die Bibel uns immer wieder auffordert und herausfordert, Gott zu erkennen. Paulus beschreibt in bewegenden Worten, dass der Geist, der uns geschenkt ist, „alles erforscht, auch die Tiefen Gottes“ (1Kor 1,10). Und er selbst be-

zeichnet es als hohes Ziel seines Lebens, „Christus zu erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden“ (Phil 3,10). Unstreitig! Nachahmenswert! Und doch kann derselbe Paulus ungeheuer menschenorientiert ein anderes ebenso leidenschaftliches Ziel formulieren: „Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise einige errette!“ (1Kor 9,23). Vor allem dürfen wir nicht vergessen, dass Erkenntnis Gottes ihre Tiefe auch aus der Gemeinschaft mit Menschen gewinnt, weil wir nur dann die göttlich starken Empfindungen erahnen können, die er für uns Menschen hegt. „Er hat dem Elenden und dem Armen zum Recht verholfen. Darum ging es ihm gut. Heißt das nicht, mich erkennen? spricht der Herr.“ (Jer 22,16) „Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und *erkennt* Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist Liebe.“ (1Joh 4,7-8) Wir erkennen Gott, indem wir in seiner Kraft lieben, wie er liebt.

7. Wirken Gottes oder Methoden?

Immer wieder lese ich erstaunt, dass Methoden, besonders „Management-Methoden“, abzulehnen seien. Da werde etwas „gemacht“, was letztlich dem Wirken Gottes und einer gesunden geistlichen Entwicklung entgegenstehe.

Zunächst ein paar Worte zur Evangelisation des Paulus. Offensichtlich ging er in jeder neuen Stadt so vor, dass er zunächst die Synagoge der Juden aufsuchte. Dort predigte er über den Messias. Aus dem Alten Testament zeigte er sehr anschaulich auf, dass der Messias leiden und aus den Toten auferstehen musste. Das überraschte die Zuhörer, die bis dahin ein ganz anderes Bild vom Messias hatten. Für sie war er der Befreier, der Herrscher über Israel und die Völkerwelt. Da aber die Beweisführung des Paulus so treffend war, weckte er ihr Interesse. Sie wollten mehr hören. Schließlich kam der spannende Moment, in dem Paulus bekannte, dass der Messias schon gekommen ist und dass er ihn kennt: Jesus. Daraufhin kam es zur Scheidung: Die einen glaubten, die anderen lehnten ab (beispielhaft in Thessalonich, Apg 17,1-4).

Offensichtlich war das eine *Methode* des Paulus. Hat er dadurch den Geist Gottes behindert? Oder hat er nur einen guten Weg gefunden, um Juden zu Jesus zu führen? Und warum hätte er den guten Weg nicht immer wieder anwenden und im Laufe der Zeit vielleicht sogar noch verfeinern sollen?

In meiner Jugend habe ich oft die „Vier geistlichen Gesetze“ benutzt. Ich war ein sehr unsicherer Mensch, der große Hemmungen hatte, das Evan-

gelium weiterzugeben. Einen Satz von Bill Bright in diesem Heft habe ich nie vergessen, weil er zu meinem Herzen sprach: „Sie wissen, was sie sagen werden“. Diese Methode hat mir sehr geholfen – und den Menschen, die das Evangelium hörten.

Wahrscheinlich bestehen besonders in Brüdergemeinden Vorbehalte gegen Methoden. Manche haben die Vorstellung, dass nur das Spontane wirklich geistlich ist. Die spontane Predigt war noch in meiner Jugend das Normale. Manche schauten pikiert, wenn jemand etwas Vorbereitetes auf einem Zettel hatte. Ich habe mich darüber immer gefreut, weil damit die Chance verknüpft war, dass etwas besser Überlegtes geboten wird. Heute ist die Erwartung umgekehrt: Die weitaus meisten predigen mit einem schriftlichen Konzept. Eine Methode, die sich durchgesetzt hat. Homiletik wird nicht nur an den Bibelschulen sondern inzwischen auch in Gemeinden gelehrt.

Besonders hoch ist meine Erwartung an eine Predigt, wenn ein didaktisch geschulter Mensch redet, also z. B. ein Pädagoge. Von ihm erwartet man natürlich, dass er das erlernte Wissen und seine praktischen Erfahrungen auch in der Gemeinde anwendet – oder? Sind das nicht lauter weltliche Methoden, die er da gelernt hat und die jetzt die Predigt in unserem Gottesdienst beeinflussen, ja die Botschaft weltlich verfeinern? Warum stellt man diese Frage nicht? Weil man weiß, dass das gute methodische Wissen dazu dient, die geistlichen Inhalte den Zuhörern begreifbarer zu machen und ihre Konzentration zu stärken.

Wie ist es nun mit den angeblich ungeistlichen Management-Methoden? Ich bin viele Jahre Manager gewesen. Auch meine Arbeit als Leiter von Forum-Wiedenest war in hohem Maße eine Management-Aufgabe. Ich bin einfach erstaunt, wie man gute didaktische Methoden wert schätzen und sogar kopieren kann, die Arbeit eines Managers in der Gemeinde aber gering schätzt. Dabei haben viele Gemeinden eklatante Leitungsprobleme, ineffektive Sitzungen, eine schwache Organisation bei Überlastung einzelner weniger, keine gute Menschenführung und kein Mitarbeiterkonzept, keine Innovationen, keine kreativen Projektideen, kein gutes Projektmanagement ... Ich habe bewusst in meinem „Jargon“ gesprochen, um die vielfältigen „Management“-Tätigkeiten, die in einer größeren Gemeinde erforderlich sind, deutlich zu machen.

Erfreulicherweise ist es ja gar nicht so, dass alle Gemeinden ohne „Management-Methoden“ geleitet werden. Oft leiten Brüder mit einschlägigen beruflichen Erfahrungen. Leider gibt man sich manchmal darüber zu wenig Rechenschaft.

In einem haben die Kritiker allerdings sehr recht: Man kann sich Methoden „bedienen“, ohne den geistlichen Anspruch zu erfüllen, der zu jeder geistlichen Arbeit erforderlich ist. Die kluge Methode allein macht es nicht. Das gilt für Evangelisation und Predigt genauso wie für Leitungsaufgaben und Wachstum. Gott muss wirken, aus seiner Kraft müssen wir arbeiten. Von der Leitung Davids wird gesagt: „Er weidete sie nach der Lauterkeit seines Herzens, und mit der Geschicklichkeit seiner Hände leitete er sie.“ (Ps 78,72). Das Herz muss für Gott und Menschen schlagen, Authentizität ist gefragt, aber auch Geschicklichkeit. Und dazu gehören reiche Erfahrungen und gute Methoden.

8. Konservativ oder progressiv?

Das ist eine spannende Frage. Ich habe oft mitbekommen, dass konservative Christen ihren progressiven Brüdern und Schwestern vorwerfen, dass ihre Gemeinde nicht wachsen kann, weil sie „nicht treu genug“, „zu weltlich“, „zu oberflächlich“, „zu sehr auf Menschen orientiert“, „zu angepasst“ seien. Und habe ebenso oft gehört, dass progressive Leute den konservativen vorwerfen, dass ihre Gemeinde nicht wachsen kann, weil sie „zu stur“, „unfähig zu Veränderungen“, „zu unmodern“, „zu sehr auf sich selbst bezogen“, „zu abgrenzend“ seien. Ich bin sicher, dass sich die Listen auf beiden Seiten noch ziemlich verlängern lassen. Die Frage ist wieder, wo die „Mitte des Tisches“ ist.

Zunächst sei festgestellt, dass ich sowohl wachsende Gemeinden kenne, die ich als konservativ einstufe als auch solche, die ich progressiv nennen würde. Und es handelt sich jeweils um Wachstum, das ich als gesund bezeichnen würde. Das bedeutet, dass die einfachen Parolen aus der einen oder anderen Ecke nicht helfen, besonders wenn sie von Leuten oder Gemeinden stammen, die selbst nie nennenswertes Wachstum erfahren haben. Im Kern bin ich fest davon überzeugt, dass konservative und progressive Christen auf geistliche Weise zusammenarbeiten müssen, wenn Gemeinde gelingen soll. Das müssen wir lernen, wir brauchen einander.

Dabei muss man strikt zwischen *wertkonservativ* und *strukturkonservativ* unterscheiden. Wenn es darum geht, zu den Werten des Neuen Testaments und zur Inspiration der Heiligen Schrift zu stehen, dann will ich der konservativste von allen sein. Zu diesen Werten gehören für mich auch die ethischen Werte, die wir nicht verraten dürfen, wenn wir wirklich Menschen aus der „gegenwärtigen bösen Welt herausreißen“ (Gal 1,4) wollen. Allerdings gehören zu diesen Werten auch Liebe, Güte (Rö 2,4), Barmher-

zigkeit (Jak 2,13) und Milde zu allen Menschen (Phil 4,6). Ohne diese Werte wird es kein tief gegründetes Wachstum geben. Wir setzen ja darauf, dass die Kraft und die Gnade Gottes Menschen verändern. Deswegen müssen wir strikt auf die geistlichen Werte vertrauen.

Sehr viel differenzierter muss die strukturkonservative Seite betrachtet werden. *Traditionen, Strukturen und Regeln* können echte Wachstumshindernisse sein. Sie können Kreativität und Mut hemmen. Deswegen müssen wir sie immer wieder in Frage stellen und anhand der Schrift prüfen. Manchmal kann man ohne Not vieles verändern – und dadurch vielleicht sogar die *biblischen Werte* heller zum Leuchten bringen. Anton Schulte, einer der bekanntesten Evangelisten der Nachkriegszeit, hat uns als Lebensmotto hinterlassen: „Der Inhalt des Evangeliums darf sich nie ändern; aber die Gestalt, wie wir das Evangelium weitergeben, muss sich ändern. *Wer die Form um jeden Preis bewahrt, verliert den Inhalt*“. Andererseits bewirken Veränderungen um ihrer selbst willen natürlich noch kein Wachstum, sie vergeuden allenfalls Energie.

Am Beispiel der Pharisäer wird unter „Menschen und Milieus“ gezeigt, dass ihre Regeln und Traditionen ihnen den Weg zu den Menschen verstellten, die Gott suchen wollten. Manchmal sind strukturkonservative Leute sogar eher bereit, Zugeständnisse bei den Werten zu machen als gewohnte Strukturen aufzugeben.

Brüdergemeinden sind in der Gefahr, sich auf die strukturkonservative Seite zu lehnen, sogar bis hin zur geistlichen Starrheit. „Die Gründergeneration unserer Gemeindebewegung und ihre ersten Nachfolger waren mutig und kreativ. Sie haben eine in dieser Art bis dahin unbekannte Gestaltung des Gemeindelebens entwickelt, eine Bibelübersetzung hervor gebracht, viele neue Lieder geschrieben, neue Formen regionaler Zusammenkünfte entwickelt, Zeitschriften und Bücher herausgebracht. Es war ein enorm produktives halbes Jahrhundert. Spätere Generationen haben in guter Absicht versucht, das alles zu bewahren. Es ist so, als hätte man irgendwann um 1900 eine Momentaufnahme gemacht und in den folgenden Jahrzehnten versucht, genau dieser Aufnahme zu entsprechen.“ (Andreas Ebert) Hinzu kommen Anflüge von Hochmut und Unsicherheit (!), die aus dieser starken Bindung (auch des Gewissens) an die Geschichte gespeist werden und realitätsfremd machen können.

Während in dieser kreativen und engagierten Zeit des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sich viele interessierte Leute den damals als „modern“ empfundenen Brüdergemeinden zuwandten, stagniert die Bewegung in Deutschland seit den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts.

Im Mutterland der Brüderbewegung, in England, ist es sogar zu einem erschreckenden Rückgang gekommen. In Großbritannien hat sich die große Zahl der Brüdergemeinden in den letzten 50 Jahren praktisch halbiert, von 1550 auf unter 800. Auf der 5. IBCM (= International Brethren Conference on Mission) 2011 in Straßburg wurden dazu folgende Gründe benannt:

- Stolz, die einzig richtige neutestamentliche Gemeindeform zu praktizieren
- Abgrenzung von anderen – und vor allem von charismatischen Glaubensrichtungen
- Wenig pastoraler Hirtendienst durch Älteste oder hauptberufliche Mitarbeiter
- Schlechtes Weitergeben von Leitungsverantwortung an jüngere begabte Mitarbeiter
- Starres Festhalten an Formen.

Gleichzeitig gibt es in England „progressive“ Brüdergemeinden, wie sie in der Organisation „Partnership“ zusammenarbeiten. Viele davon wachsen sehr stark. In einem Buch wird die Geschichte von zehn dieser Gemeinden beschrieben. Es trägt bezeichnenderweise den Titel: „Ten Changing Churches“, also „Zehn Gemeinden, die sich verändern“. Sie haben die angeführten Wachstumshindernisse ganz bewusst überwunden.

Behauptungen zur Selbstanalyse:

Entsprechend dem Vorwort bildet man zur Bewertung der Aussagen am besten ein Team (z.B. Älteste, Älteste und Mitarbeiter, Meinungsbildner in der Gemeinde...), das sich in Gruppen von 2-3 Teilnehmer aufgliedert. In jeder Gruppe bewertet man die einzelnen Behauptungen mit einer Skala von 1-10 Punkten. Im anschließenden Austausch erkennt man Schwachstellen der Gemeindegemeinschaft.

- Unsere Gemeinde versucht immer, sich am Doppelgebot der Liebe zu orientieren.
- Die ganze Breite des Auftrags der Gemeinde ist uns bewusst und bewahrt uns vor einseitiger Ausrichtung.
- Über die DNA der eigenen Gemeinde haben wir nachgedacht.
- Im Gottesdienst beten wir von Herzen unseren Herrn an.

- Systematische biblische Lehre ist Quelle des persönlichen geistlichen Wachstums.
- Die Rettung von Menschen ist echtes Herzensanliegen.
- Gute Werke an Menschen sind uns wichtig, damit sie den Vater im Himmel verherrlichen.
- Wir erfahren eine inspirierende und wertschätzende Gemeinschaft aller Generationen.
- Die Atmosphäre im Gottesdienst ist wohltuend und ansprechend.
- Mit Freude erfahren wir inneres und äußeres Wachstum.
- Suchende und Interessierte werden persönlich auf dem Weg zum Heil begleitet.
- Liebevolle Methoden erleichtern uns den Weg zu den Menschen.

8. Gemeinden brauchen sinnvolle Leitungs-Strukturen



„Ich freue mich, und sehe eure Ordnung und die Festigkeit eures Glaubens an Christus.“ (Kol 2,5)

„Wir brauchen keine Strukturen, wir lassen uns vom Geist Gottes leiten“, rief ein Bruder. Das Problem war nur: Seine Gemeinde hatte Strukturen, und zwar ziemlich fest gefügte, überkommene und unreflektierte. Ein amerikanischer Freund stellte zwei Fragen: „Who makes the decision?“ „Who is responsible?“ Das sind die beiden strukturellen Kernfragen, die man auf jeden Fall klären muss. Wie laufen die Entscheidungswege? Und wer entscheidet letztlich? Wer hat die Verantwortung für die Ausführung der Entscheidungen? Wer ist verantwortlich für die aktuellen Aufgaben und Projekte? Und für Entwicklung und Planung?

Struktur ist kein Selbstzweck. Sie soll lediglich gute Entscheidungswege und Abläufe sicherstellen. Schlechte Strukturen können dazu führen, dass wir voller Demut entweder zu viel oder genau das Falsche tun und dadurch letztlich die Arbeit der Gemeinde behindern. Die Güte einer Struktur muss sich daran messen, wie reibungslos und erfolgreich die einzelnen Dienste geleistet und die Projekte abgearbeitet werden.

Manche unterliegen der Täuschung, sie hätten keine Strukturen, nur weil sie ihre Vorgehensweisen und Regeln nicht aufgeschrieben haben. Solche „verborgenen Strukturen“ können dazu missbraucht werden, Macht auszuüben. Sie werden von starken Persönlichkeiten genutzt, bieten den Schwachen aber oft keine Möglichkeit zur Entfaltung seiner Potentiale. Auf jeden Fall machen sie Entscheidungen undurchschaubar und wirken deshalb auf den heutigen Menschen frustrierend. In diesem Umfeld besteht die Gefahr, dass man wichtigen strukturellen Herausforderungen ausweicht und damit eine gesunde Entwicklung der Gemeinde untergräbt.

Schlechte Strukturen überfordern Einzelne

Die Apostel hatten in der immer größer werdenden Jerusalemer Gemeinde mit Freuden viele Aufgaben übernommen. In einer Krise, die zu einem heftigen Aufbegehren in der Gemeinde („Murren“) führte, merkten sie, dass sie die viele Arbeit, die mit der „täglichen Bedienung der Witwen“ verbunden war, nicht mehr umsichtig genug leisten konnten. Und vor allem dass sie in der Gefahr standen, darüber ihre eigentlichen Kernaufgaben, nämlich die Verkündigung und das Gebet, zu vernachlässigen (Apg 6,1-6). Sie erkannten, dass sie *die Strukturen verändern mussten*, wenn die Gemeinde ihre Kraft in der Diakonie, der Verkündigung und dem Gebet erhalten wollte. Sie schufen eine zweite organisatorische Ebene mit sieben *Diakonen*, denen sie *den Dienst und die Verantwortung* für die Speisung der Witwen übertrugen, ohne die letzte Verantwortung für das Ganze aufzugeben. Einzelheiten werden im Teil „Veränderung“ besprochen.

Eine ähnliche Situation hatte Mose am Anfang seiner Führung des Volkes Israeldurchzustehen (2Mo 18,13-27). Auch hier ist er als Leiter mit dem „Tagesgeschäft“, das nach den ersten großen Glaubenserfahrungen Einzug hält, völlig überfordert. „Vom Morgen bis zum Abend stand das Volk bei Mose“, um ihre Rechtssachen zu klären (V 14). Mose sah darin seinen Auftrag von Gott – und nahm ihn mit vorbildlichem Einsatz und großer Demut wahr, allerdings ohne über entlastende Strukturen zu reflektieren. „Du reibst dich auf, sowohl du als auch dieses Volk, das bei dir ist“, stellt sein Schwiegervater Jetro fest, der die ganze Sache mit dem Blick des Außenstehenden beurteilt. Auch hier ist Lösung wieder, dass weitere organisatorische Ebenen (insgesamt sogar fünf, entsprechend der Größe des Volkes!) eingezogen und Verantwortliche benannt werden, die auf diesen jeweiligen Ebenen die Entscheidungen fällen oder schwierige Probleme „nach oben“ weitergeben. Wichtig ist auch, dass Mose 40 Jahre später im Deuteronomium (5Mo 1,8-18) schildert, wie sehr sich diese Lösung bewährt hat.

Offensichtlich besteht die Gefahr, dass aktive begabte Leiter in einer Euphorie des Anfangs (z. B. auch einer Gemeindegründung) oder aus einem Gemisch von Begeisterung und Pflichtbewusstsein eine Fülle von Aufgaben an sich ziehen, die sie letztlich nicht kompetent bearbeiten können. Dieses „Tagesgeschäft“ kann alle Kräfte so stark binden, dass man den Kopf für die eigentlichen Kernaufgaben und die strategische Weiterentwicklung nicht mehr frei hat.

Ich bin überzeugt, dass Lösungen der strukturellen Probleme bei Mose und den Aposteln jeweils nur Beispiele sind, die am Anfang einer gene-

rellen Entwicklung von Strukturen stehen. Beim Volk Israel kann man die Schritte zur strukturellen Weiterentwicklung direkt erkennen, ohne dass das Wort Gottes sie negativ beurteilt. Ebenso hat eine aktuelle Gemeinde neben der beschriebenen diakonischen Aufgabe eine Menge anderer Arbeitsgebiete, die alle strukturell gut eingebunden werden müssen.

Aus den Beispielen erkennen wir auch, dass schlechte Strukturen zu Streit und Frustration führen können. Mit Geduld und einer guten geistlichen Einstellung kann man vieles kompensieren, aber letztlich erzeugen schlechte Strukturen doch Unzufriedenheit. Es ist die Aufgabe der Leitung, gute „glatte Straßen zu bauen“, auf denen man schnell und unbeschwert vorwärts kommt. Wenn immer wieder dieselben frustrierenden „Holperstrecken“ auftreten, muss man sich über Unzufriedenheit nicht wundern.

Leitung durch Älteste

Für die Leitung einer Gemeinde kennt die Bibel nur ein einziges Leitbild: Sie wird durch *ein Team* von namentlich bekannten Ältesten geführt. Diese Ältesten werden von der Gemeinde an ihrer guten Arbeit erkannt und deswegen anerkannt (1Thes 5,12). Für ihre Auswahl gibt es zwei Kataloge von Kriterien (1Tim 3,1-7; Tit 1,6-9), wobei vor allem Wert darauf gelegt wird, dass Leiter einer Gemeinde im gemeindlichen und weltlichen Umfeld einen guten Ruf haben und authentisch sind.

Die Ältesten, die die Gemeinde leiten, sind verpflichtet, auf die „ganze Herde“ (Apg 20,28) zu achten. Daraus folgt, dass sie *für alles* verantwortlich sind, was in der Gemeinde geschieht, besonders aber für die Menschen selbst (Hebr 13,17, 1Petr 5,1-4 und andere). Interessant ist, dass einige dieser Männer davon „in Wort und Lehre“ arbeiten, aber offensichtlich nicht alle (1Tim 5,17). Im Team gibt es also gleichzeitig „lehrende Älteste“ und „nicht lehrende Älteste“, die dann andere ausgeprägte Gaben haben.

Das Neue Testament benutzt für die Ältesten (von dem griechischen Wort, das ausschließlich im Plural vorkommt, wird unser Ausdruck „Presbyter“ abgeleitet) noch die Ausdrücke „Aufseher“ (Apg 20,28; 1Tim 3,2; Tit 1,7; davon wird unser Wort „Bischof“ abgeleitet), „Vorsteher“ (1Thes 5,12; 1Tim 5,17), „Hirte“ (Apg 20,28; 1Petr 5,2, davon wird unser Wort „Pastor“ abgeleitet) und „Führer“ (Hebr 13,7.17). „Ältester“ und „Aufseher“ sind synonyme Begriffe (Vergleich von Apg 20,17 mit 28 und Tit 1,5 mit 7), d. h. beide Begriffe werden für die Leiter einer *lokalen Gemeinde* gebraucht. Hier soll nur von „Ältesten“ gesprochen werden, weil der Begriff so häufig vorkommt wie alle anderen zusammen.

Ältestenschaft ist ein *Amt* in der Gemeinde des lebendigen Gottes („episkope“ in Apg 1,20 und 1Tim 3,1). Der Heilige Geist rüstet dazu Menschen mit einer speziellen Leitungs-Gabe aus (Rö 12,8; 1Kor 12,28). Er also befähigt Menschen, seiner Gemeinde „gut vorzustehen“ (1Tim 5,17). Er fordert sie auf, „mit Fleiß“ zu arbeiten (Rö 12,8). Er möchte, dass sich Brüder nach diesem Amt ausstrecken, es zum Inhalt ihres Lebens machen (1Tim 3,1). Dabei geht es nicht um menschlichen Ehrgeiz, das Verlangen nach Macht und Anerkennung oder den Wunsch, im Rampenlicht zu stehen, sondern um die ganze Hingabe, die sich Gott zur Verfügung stellt (Rö 12,1).

Wie gesagt: Die Leitung durch benannte Älteste ist die *einzig* Alternative für die Führung einer Gemeinde, die das Neue Testament zeigt. Wir können es uns nicht aussuchen, wie wir „es machen wollen“. Im Anschluss an den Anforderungskatalog an Älteste und Diakone schreibt Paulus nämlich: „Dies schreibe ich dir ..., damit du weißt, *wie man sich verhalten muss* im Haus Gottes, das ist die Gemeinde des lebendigen Gottes, der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit.“ Ein oft zitierter Vers, bei dem noch öfter vergessen wurde, in welchem Zusammenhang er steht.

Erkennen von Ältesten

Das Erkennen und Berufen der jeweils Begabtesten als Älteste einer Gemeinde ist eine verantwortungsvolle Aufgabe. Wie bereits betont, besteht die große Herausforderung darin, die Menschen zu erkennen, die der Heilige Geist als Älteste der Gemeinde „eingesetzt hat“ (Apg 20,28). Da bleibt kein Raum für eine rein menschliche „Wahl“ ohne auf geistliches Leben, Bewährung und die biblischen Qualifikationen zu achten – oder gar für eine Abstimmung mit Kandidaten und Gegenkandidaten. Vielmehr ist Gebet und ein Hören auf Gott nötig. Selbst unser Herr Jesus Christus verbrachte eine ganze Nacht im Gebet, ehe er seine zwölf Apostel berief (Lk 6,12-13).

Wenn der Erkennungs-Prozess auf eine gute geistliche Weise verläuft, werden also genau die Männer benannt, die dazu vom Heiligen Geist ausgesucht, begabt und bestätigt sind. Das Erkennen der Ältesten anhand ihrer bisherigen Arbeit ist die wichtigste Aufgabe der Gemeinde, ein verantwortungsvoller Prozess, der ihr bei gutem Gelingen viele Schwierigkeiten ersparen kann.

Andererseits wäre es falsch, die Messlatte so hoch zu legen, dass vielleicht mit Mühe nur wenige darüber springen können. Es ist sehr unglücklich, wenn nur zwei Älteste (oder gar nur einer) eine Gemeinde leiten sol-

len. Im Neuen Testament fällt auf, dass auch in jungen Gemeinden immer geeignete Brüder als Älteste gefunden wurden (z. B. Apg 14,23). Das sollte uns ermutigen, auch treue junge Brüder ins Blickfeld zu nehmen.

Dabei gibt es prinzipiell zwei unterschiedliche Vorgehensweisen: Die Berufung durch die bisherige Leitung bzw. ein anderes Leitungsgremium oder die Berufung durch die Basis der Gemeinde. Beide Modelle haben ihre Stärken und Schwächen. Beide Modelle kommen in der Bibel vor: Berufung durch die Apostel (Apg 14,23) und durch einen Erkennungsprozess in der Gemeinde (1 Thes 5,12).

Die Berufung „von oben“ hat zweifellos die Stärke, dass sie durch erfahrene Leiter erfolgt, die die Gaben und die geistliche Entwicklung der „Neuen“ gut beurteilen können. Die Gefahren liegen darin, dass man bevorzugt Ja-Sager beruft, von denen kein Widerspruch zu erwarten ist, die die eigene Richtung vertreten oder die zum Familien-Clan gehören ... Dabei ist auch die Überalterung von Leitungskreisen eine Gefahr. Negativbeispiele aus anderen Bereichen sind für mich die Römische Kurie und die Zentralkomitees (ZKs) der alten kommunistischen Parteien, deren totale Überalterung eine wesentliche Ursache für das Zusammenbrechen der politischen Systeme im Osten war. Überalterung führt zu Erstarrung, Realitätsverlust, ängstlichem Sicherheitsbedürfnis und Generationenkonflikten.

Eine Berufung aus der Gemeinde heraus hat zweifellos die Stärke der Unmittelbarkeit. Die „Geleiteten“ selbst werden um ihr geistliches Urteil über die Leitung gebeten. Mancher „Papst“ hat Angst vor einem solchen Urteil und setzt alles dran, es zu verhindern. Allerdings hat auch diese Vorgehensweise Gefahren, nämlich dass sich ungeistliche Parallelen zu einer demokratischen Wahl mit Parteien und Parteilichkeit einschleichen. Mancherorts beobachte ich mit Bedauern, wie die Jugend über „ihren Kandidaten“ nachdenkt oder Leute aus dem Altersheim extra zur „Abstimmung“ geholt werden, damit der Vertreter der eigenen Richtung „durchkommt“! Allerdings beobachte ich auch, dass es einer Gemeinde nicht immer leicht fällt, die Leistungen einzelner Ältester angemessen zu bewerten.

Bei der Berufung der Diakone in Apg 6,1-6 erkenne ich eine Kombination aus beiden Modellen. Zunächst gaben die Apostel Kriterien an, die die Diakone erfüllen mussten: „Von gutem Zeugnis, voll Geist und Weisheit“. Dann forderten sie die „Menge der Jünger“ auf, solche Leute zu benennen, die sie selbst „über dieses Geschäft“ bestellen wollten. Danach „erwählte“ die Gemeinde (V. 5) nach den vorgegebenen Kriterien sieben Männer, die die Apostel dann bestätigten. Da das Neue Testament zwei solche Kataloge mit persönlichen Anforderungen angibt (1Tim 3,2-7; Tit 1,5-9) und die

Anweisung existiert, die Ältesten an ihrer Arbeit zu erkennen (1Thes 5,12), kann ich mir nicht vorstellen, dass heute das Erkennen von Ältesten ohne ein Votum der Gemeinde ablaufen kann. Dazu ist allerdings eine intensive Belehrung über die Gabe des Leiters, über die Anforderungen an Älteste und über die Verantwortung der Gemeinde beim Erkennen von Brüdern, die bereits eine gesegnete geistliche Arbeit leisten, erforderlich. Wahrscheinlich sollten die Ältesten der Gemeinde auch dadurch helfen, dass sie eine Empfehlung aussprechen.

Beenden der Ältestenschaft

Es ist sinnvoll, den Prozess der Erkennung der Ältesten in Abständen zu wiederholen. Allerdings muss man sich gut überlegen, ob ein vom Heiligen Geist eingesetzter Ältester einfach abgesetzt werden kann. Ich bin davon überzeugt, dass er sein Amt, in das ihn Gott berufen hat, nicht leichtfertig aufgeben darf. Allerdings wird es Lebensumstände geben, die eine Fortführung nicht ermöglichen. Entscheidend ist, ob die Bereitschaft und die Möglichkeiten sowie die geistliche und körperliche Kraft gegeben sind, um „mit Fleiß zu arbeiten“, und ob die biblischen Kriterien noch erfüllt sind.

Das gilt auch für das Ende des Ältestendienstes im Alter. Ich bin fest davon überzeugt, dass man hier den Mut zu *individuellen Regelungen* braucht. Viele Gemeinden haben Altersgrenzen für den Ältestendienst festgelegt. Sie „pensionieren“ dabei u. U. ihre besten Leute, und das zu einem Zeitpunkt, wo sie als finanziell unabhängige Ruheständler enorm viel für die Gemeinde leisten könnten. Andererseits ist mir wohl bewusst, dass alte Menschen an ihren Sesseln „kleben“ und in Selbstüberschätzung und Altersstarrsinn alles gefährden können, was sie in ihrem Leben aufgebaut haben.

In Krefeld haben wir dazu folgende Regelung: „Älteste, die das 70. Lebensjahr erreichen, stellen sich alle drei Jahre einer Bewertung ihrer Arbeit durch die anderen Ältesten. Im Falle eines positiven Votums verlängert sich ihre Verantwortung. Im anderen Fall scheidet die Ältesten aus. Dabei ist zu berücksichtigen, dass das Ältesten-Team sich ständig verjüngen muss.“

Älteste und Pastoren

Bevor wir über den Status von „Hauptberuflichen Mitarbeitern“ oder „Pastoren“ in der Gemeinde nachdenken, sind zunächst zwei biblische Befunde wichtig:

- Das biblische Gemeindebild geht davon aus, dass die Ältesten einer Gemeinde für ihren Dienst *Vergütungen* erhalten. Wie könnten wir sonst das Wort des Paulus an Timotheus verstehen: Die Ältesten, die gut vorstehen, lass doppelter Ehre würdig geachtet werden ... Denn die Schrift sagt: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“ und „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ (1Tim 5,17-18). Es gab also finanzielle Entlohnung! Petrus weist auf die Gefahren dieser Praxis hin, wenn er die Ältesten auffordert, ihren Dienst „nicht aus schändlicher Gewinnsucht“ zu betreiben (1Petr 5,2). Haupt- oder nebenberufliches Arbeiten gegen angemessene Vergütung gehört zum biblischen Gemeindebild.
- Ich kann nicht erkennen, dass die Bibel Aussagen gegen eine theologische Ausbildung von Leitern einer Gemeinde macht. Im Gegenteil ist mein Eindruck, dass eine Gemeinde umso mündiger wird, je mehr ausgebildete Leute Verantwortung übernehmen. Am besten ist, wenn sich viele Gemeindeglieder gabenorientiert ausbilden oder weiterbilden lassen. Wir machen einen Fehler, wenn wir nur Autodidakten fördern, die in ihrem Horizont und ihrer Persönlichkeit einseitig sein können.

Daraus folgt, dass eine Gemeinde selbstverständlich haupt- oder nebenberufliche Brüder und Schwestern anstellen und bezahlen soll. Wenn sie eine einschlägige Ausbildung haben, umso besser. Das kann eine theologische Ausbildung sein, möglicherweise aber auch ein Studium in „Sozialer Arbeit“. Hoffentlich hat sie auch viele verbindlich voll- oder teilzeitlich Arbeitende, deren Bezahlung nicht aus der Gemeindekasse kommt (z. B. Pensionäre, Hausfrauen, Jugendliche)!

In Bezug auf ihre Stellung zur Gemeindeleitung kann es *keinen Sonderstatus* für haupt- oder nebenberufliche Mitarbeiter geben. Wie alle anderen Gemeindeglieder können auch angestellte hauptberufliche Mitarbeiter von der Gemeinde als Älteste erkannt werden. Falls sie (noch) keine Ältesten sind, kann es günstig sein, wenn sie an den Sitzungen der Ältesten teilnehmen. Schließlich haben die Ältesten für die Führung dieser Mitarbeiter eine besondere Verantwortung und die hauptberuflichen Mitarbeiter eine Fülle von Informationen, die sie in ihrem Dienst sammeln. Allerdings muss die Verantwortung als Arbeitgeber strikt getrennt werden.

Pastoren und Gemeinde

Manche Gemeinden erliegen dem Irrtum, dass alles schon „gut läuft“, wenn man „die Arbeit“ einem Pastor oder hauptberuflichen Mitarbeiter aufhalsen kann. Andere wieder sind strikt gegen „Pastoren“ und glauben, dass es „biblischer ist“, wenn man mit fünf Brüdern „alles macht“. In beiden Fällen sind wir schon wieder bei dem oben beschriebenen strukturellen Engpass!

Eine einfache Rechnung soll zeigen, dass beide „Modelle“ daneben greifen. Nehmen wir an, in einer Gemeinde von 80 Mitgliedern arbeiten nur 50 % der Gemeindeglieder jeweils nur vier Stunden pro Woche mit. Dann ergeben sich 160 Stunden. Der Pastor arbeitet maximal 60 Stunden (wenn er sich sehr anstrengt), die fünf nebenberuflichen Brüder vielleicht 50 Stunden (bei vollem Einsatz). Schon aus diesem einfachen Zahlenspiel erkennt man, dass die Hauptlast der Gemeindegliederarbeit *von den Gemeindegliedern* getragen wird. Dabei ist der zeitliche Einsatz relativ niedrig angesetzt.

Wenn eine gute Kultur der Mitarbeit herrscht, sind diese Zahlen noch wesentlich steigerungsfähig. Werden weitere 10 % für die Mitarbeit gewonnen, dann sind das bereits weitere 32 Stunden; wenn alle nicht vier sondern fünf Stunden einsetzen, weitere 48 Stunden ... Daraus erkennt man, dass die eigentlichen Ressourcen einer guten Gemeindegliederarbeit also weder bei hauptberuflichen Leuten noch bei einer kleinen Zahl von nebenberuflich engagierten Verantwortlichen liegen, sondern bei den Gemeindegliedern selbst. Eine Gemeinde, die alles auf einen Mann ablädt, kann nicht offensiv werden. Und wenn ein Mann glaubt, alles gestalten zu können, engt er die Möglichkeiten, die Gott geben will, enorm ein.

Deshalb ist für den Wirkungsradius einer Gemeinde von grundlegender Bedeutung, ob es den Multiplikatoren entsprechend der biblischen Aufforderung gelingt, die „*Heiligen für das Werk des Dienstes auszurüsten*“ (Eph 4,11). Das ist umso wichtiger, je größer eine Gemeinde ist. Älteste, die „gut vorstehen“ (1Tim 5,17), und verantwortungsvolle hauptberufliche Mitarbeiter werden deshalb ihr Augenmerk darauf legen, möglichst viele Multiplikatoren zu finden, die begabte „Heilige“ kompetent „für das Werk des Dienstes“ ausrüsten (s. unter „Begabte Menschen“). Natürlich werden sie mit ihren Gaben selbst wesentlich dazu beitragen.

Das ist kein einfacher Prozess. Die Gaben der Mitarbeiter müssen schon in früher Phase ansatzweise erkannt werden. Dann muss der Mitarbeiter in seiner Beziehung zum Herrn, in Charakter und Persönlichkeit reifen. Zur Ausbildung seiner Gaben sind spezielle Schulungen erforderlich. Gleich-

zeitig muss ihm immer mehr Verantwortung übertragen werden, ohne ihn zu überfordern. Zu allem ist eine intensive Begleitung durch den entsprechend begabten Multiplikator erforderlich. Wie gesagt, dieser Prozess ist nicht einfach – aber er lohnt sich für die Mitarbeiter selbst, und für die Gemeinde und die Menschen (s. unter „Engagierte Mitarbeiter“).

Ein Pastor ist also vor allem *ein Trainer*, auf keinen Fall ein Einzelkämpfer. Am hinderlichsten für die Entwicklung einer Gemeinde ist demnach eine Verlagerung von bisher ehrenamtlichen Tätigkeiten auf bezahlte Hauptberufliche. Dadurch kann man den Wirkungsradius nicht erweitern, bindet aber finanzielle Ressourcen. Zusätzliche Mitarbeiter sollte man nur für zusätzliche Tätigkeiten anstellen.

In Gemeinden, die hauptberufliche Pastoren beschäftigen, gibt es bekanntlich auch „pastorenlose Zeiten“. Wenn dann das Gemeindeglied in ruhigem Fahrwasser mit dem gleichen festen Kurs weiterläuft, hat der jeweilige Pastor gut gearbeitet. Man sollte solche Zeiten bewusst durchleben und reflektieren. Kann man daraus nicht wichtige Erkenntnisse gewinnen, welches Profil der nächste Pastor haben und welche Aufgaben er übernehmen sollte?

Diakone

Die Bibel zeigt uns eine weitere Chance, die herausfordernden Aufgaben der Gemeinde auf gute Weise zu erledigen. Neben den Ältesten gibt es noch die Gruppe der „Diakone“ (1Tim 3,8-13), die offensichtlich auch Leitungsverantwortung tragen. Im Gruß des Philipperbriefes (1,1) werden neben den dortigen „Heiligen“ auch die „Aufseher und Diakone“ angesprochen.

An diese Diakone werden hohe Anforderungen gestellt, ihr *Dienstprofil wird allerdings nicht beschrieben*. Deswegen gibt es darüber unterschiedlichste Ansichten, die in der Kürze dieses Buches nicht diskutiert werden sollen. Allerdings können wir uns nicht aussuchen, ob wir überhaupt Diakone benennen wollen oder nicht (1Tim 3,15; vgl. unter „Älteste“).

Allgemein geht man davon aus, dass es sich bei den sieben Männern, die in Apg 6 berufen werden, um die Tische zu „bedienen“ oder zu „diakonieren“ (6,2), um solche Diakone handelt. Ihre Aufgabe ergibt sich situativ aus einer strukturellen Notlage heraus. Sie entlasten die Apostel bei der Leitung der Gemeinde. Die Gemeinde „erwählt“ sie nach Kriterien, die die Apostel formuliert haben. Ihre Berufung erfolgt öffentlich, ihr Dienst auch. Wie bereits oben festgestellt, bilden sie eine „zweite Leitungsebene“.

Im Gegensatz zu Ältesten können Diakone offensichtlich auch Frauen sein. Wenn Paulus die Anforderungen an Diakone auflistet, schreibt er: „Dasselbe gilt auch für Frauen, denen eine solche Aufgabe übertragen wird.“ (1Tim 3,11 n. NeÜ). Phöbe war eine solche „Dienerin (Diakonin) der Gemeinde in Kenchreä“ (Rö 16,1).

Kreative Gemeindeleitung

Zur praktischen effektiven Leitung von größeren Gemeinden müssen die Ältesten einerseits Verantwortung an eine möglichst breite Basis delegieren und trotzdem alles überblicken. Dabei muss man das Maß an Besprechungen und Sitzungen limitieren und trotzdem in angemessener Zeit möglichst viele Entscheidungen fällen. Ein möglicher Weg ist die Festlegung verschiedener Kern-Arbeitsgebiete. In der Krefelder Gemeinde haben wir neun solche Gebiete festgelegt: Lehre und Jüngerschaft, Seelsorge und Diakonie, Evangelisation und Mission, Gebet, Gottesdienst, Kinder, Jugendliche, Verwaltung, Öffentlichkeitsarbeit.

Die einzelnen Arbeitsgebiete werden jeweils von kleinen Teams (sog. „Kernteam“) von 3-5 Männern und Frauen geleitet. Dadurch gewinnt man etwa 40 Mitarbeiter, die sich für ihr jeweiliges Arbeitsgebiet engagieren. Die einzelnen Teams entwickeln eine Menge kreative Ideen, sie verwalten ihr Arbeitsgebiet viel intensiver als ein einzelner Ältester. Die einzelnen Kernteams werden jeweils von einem Ältesten geleitet.

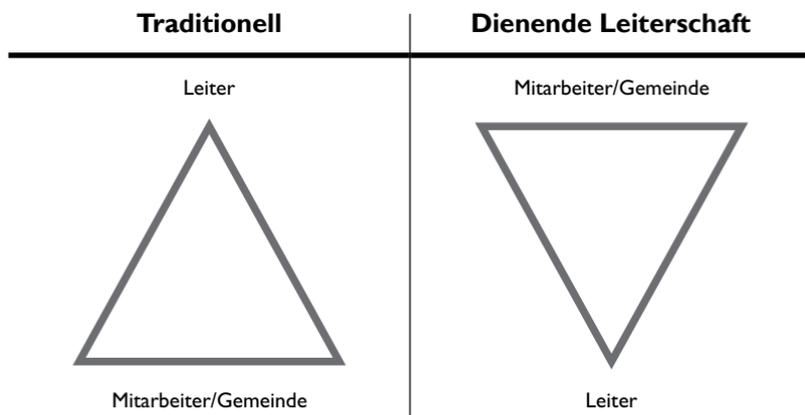
Die ersten vier benannten Kern-Arbeitsgebiete lehnen sich an den „fünffältigen Dienst“ (Eph 4,11) an, so dass diese vier Kernteams gleichzeitig Zentren für die „Ausrüstung der Heiligen für das Werk des Dienstes“ bilden.

Die Kernteams haben Entscheidungskompetenz. Es werden also nicht nur Aufgaben delegiert sondern auch Verantwortung. Ihre Sitzungs-Protokolle werden den Ältesten zugestellt, die die jeweiligen Entscheidungen der Kernteams zu ihren Entscheidungen machen. Falls die Ältesten Bedenken gegen einzelne Punkte haben (was kaum vorkommt), muss mit dem jeweiligen Kernteam gesprochen und eine sinnvolle Lösung gefunden werden. Das erfolgt sehr effektiv über den jeweiligen Ältesten, der das Kernteam leitet.

Dienende Leiterschaft

Wenn die Leitung einer Gemeinde sich der „Dienenden Leiterschaft“ verpflichtet weiß, dann muss sich das auch in ihrer Struktur niederschlagen. Wenn die Leiter wirklich „erklären, begeistern, überzeugen, helfen, ermöglichen“, dann wird die Gemeinde in ihren Mitarbeitern wahrgenommen und weniger in den Leitungspersonen. Die Leitung gibt „gute Vorlagen“ und „starke Pässe“ aus dem Hintergrund, die die Mitarbeiter dann in Tore verwandeln. Dadurch dass gute Mitarbeiter im Rahmen der Leitung und von Projekten Verantwortung übernehmen, erweitert sich der Aktionsradius. Die Leiter bilden nicht mehr das „Nadelöhr“ (Abb. 8.1).

Abb. 8.1: Wahrnehmung der Leiter und Mitarbeiter einer Gemeinde



Strukturelle Fesseln

Ich habe Gemeinden gesehen, bei denen die Struktur eine dynamische Entwicklung und zeitgemäße Ausrichtung der Gemeinde behindert hat. Das können bis ins Kleinste aufgeschriebene Gemeindeordnungen sein, aber auch ungeschriebene Gesetze. Solche Strukturen können ihr Entstehen einer unreflektierten konfessionellen Vergangenheit oder der „Regelungswut“ Einzelner verdanken. Sie gleichen der Rüstung Sauls, mit der ein David gegen Goliath kämpfen sollte. David allerdings konnte in dieser viel zu großen Rüstung nicht einmal vernünftig laufen, geschweige denn

kämpfen (1Sam 17,39). Sie sind eher dazu angetan, Auseinandersetzungen hervorzurufen, als ein geistliches Miteinander in der Kraft der Liebe Gottes zu fördern.

Denken wir daran: Strukturen sollen glatten Straßen gleichen, auf denen man schnell fahren kann. Sie müssen sich daran messen, ob die vielfältigen Aufgaben der Gemeinde reibungslos und erfolgreich wahrgenommen werden können. Wenn diese Ziele nicht erfüllt sind, ist eine „Strukturreform“ dringend nötig.

Das Gemeindeforum

Tiefgreifende Konflikte können entstehen, wenn eine Leitung in wichtigen Fragen „einsame“ Entscheidungen fällt, ohne die Gemeinde mitzunehmen (s. auch unter „Sinnvolle Veränderungen“). Information und Partizipation sind wichtige Aufgaben der Leitung. Wo keine Informationen fließen, können schnell Gerüchte aus Halbwahrheiten entstehen, wo die Meinung der Gemeindeglieder übergangen wird, gibt es Unfrieden und Opposition. Wichtige Änderungen muss man daher unbedingt in einem *Gemeindeforum* oder einer *Gemeindeversammlung* beraten. Intensiv zuzuhören und begründete Bedenken ernst zu nehmen, gehört zu einer guten Führungskultur. Außerdem müssen die Ältesten ein Votum des Gemeindeforums erbitten. Man mag darüber streiten, ob die Ältesten oder die Gemeinde die letzte Entscheidung fällt. Allerdings werden sich nur sehr unkluge Älteste über das Votum des Gemeindeforums hinwegsetzen.

So handelten auch die Apostel bei der Überwindung der erwähnten Krise um die „tägliche Bedienung der Witwen“ (Apg 6,1-6). Zunächst erarbeiteten sie ein Konzept zur Lösung des Problems. Dann „beriefen sie *die Menge der Jünger*“ und trugen ihnen ihren Vorschlag vor. „Und die Redefei der ganzen Menge.“ Sie ernteten also völlige Zustimmung, auch weil die Gemeinde selbst bei der Umsetzung eine wichtige Aufgabe übernahm. Die „Jünger“ suchten nämlich die sieben Männer aus, die die Betreuung der Witwen übernehmen sollten. Oft wird von „apostolischer Autorität“ gesprochen, manchmal vielleicht mit der Vorstellung, dass die Apostel in der Gemeinde autoritär regiert hätten. Bei dieser Entscheidung verhalten sie sich ganz anders. Information und Partizipation spielen für sie eine entscheidende Rolle.

Allerdings können die Ältesten auch eine prinzipielle Solidarität erwarten. Sie sollen „um ihres Werkes willen *ganz besonders in Liebe*“ geachtet werden (1Thes 5,14). Wenn Entscheidungen mit deutlicher Mehrheit gefal-

len sind, kann man davon ausgehen, dass sie von jedem *akzeptiert werden*. Jedes andere Verhalten ist ungeistlich und stiftet Unfrieden. Schon ein weltliches Staatswesen basiert darauf, dass sich jeder an Gesetze hält, auch wenn man sie nicht billigt oder nie mitbeschlossen hat oder hätte.

15. Gemeinden brauchen einen Blick für Menschen und Milieus



„Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“ (Lk 19,10)

Wir leben in einer multikulturellen Gesellschaft. In Deutschland gibt es etwa 15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund. Viele davon sind uns bodenständischen Deutschen kulturell sehr nahe, manche aber kommen aus ganz anderen kulturellen Hintergründen. Sie bilden oft eigene kulturelle Zirkel. Auch die uns kulturell Nahestehenden bewegen sich oft in eigenen Milieus. Dazu kommt, dass bereits der deutschstämmige Teil unserer Gesellschaft sich in unterschiedliche Milieus aufteilt.

Diese Unterschiede äußern sich in den Beziehungen der Generationen und Geschlechter, in der sozialen Schichtung, in verschiedenen Einstellungen zu Körper, Essen und Trinken, Arbeit, Beruf, Besitz, Wohnung, Geld, Muße, Bewegung, Musik, Natur, Technik, Feiern ...

Die große Mehrzahl der deutschen Gemeinden hat bisher nur zu einem sehr begrenzten Spektrum von Kulturen und Milieus einen Zugang gefunden. Zu dem größeren Teil sind noch nicht einmal Kontakte entstanden. Die spannende Frage ist letztlich, wie wir unserer Verantwortung gerecht werden wollen, die Botschaft von Jesus Christus in die einzelnen Milieus hineinzutragen. Paulus verstand sich als „Schuldner“, „sowohl den Völkern griechischer Kultur als auch den übrigen Völkern, sowohl den Gebildeten als auch den Ungebildeten“ (Rö 1,14 n. NGÜ) gegenüber.

„Die Liebe des Christus drängt uns ...“

Im ersten Schritt geht es sicherlich darum, möglichst viel von diesen verschiedenen Menschen kennenzulernen – in persönlichen Begegnungen, aber auch durch Beobachtung als Individuen und soziale Wesen.

Dabei erinnern wir uns an die Lehre Jesu Christi, dass die *Liebe zum Nächsten genauso wichtig ist wie die Liebe zu Gott!* (Mt 22,37-39) Er selbst hat uns diese Liebe vorgelebt. Für seine Jünger ist die Liebe nicht nur For-

derung sondern vor allem ein großes Geschenk. Gott hat die Liebe in unser Herz ausgegossen (Rö 5,5)! Wir dürfen dieses Geschenk im Glauben annehmen und in seiner Kraft ausleben.

Wenn wir Menschen helfen und sie retten wollen, müssen wir sie lieben. Das gilt für uns als Einzelne, aber auch für die Ausrichtung der gesamten Gemeinde. Das unterscheidet uns hoffentlich von den Pharisäern, die vor allem die Erfüllung des Gesetzes sowie ihrer Vorschriften und ihrer Lehrmeinungen im Auge hatten. Deshalb grenzten sie ganze Gruppen von Menschen aus und verloren das Empfinden für ihre wirklichen geistlichen Bedürfnisse. Sehr bewusst bildeten sie ihr *eigenes frommes Milieu*, an dem sich alle zu messen hatten. Wer sich in der Tradition verfängt, verliert die Flexibilität und das Einfühlungsvermögen gegenüber Menschen, die Gott noch fernstehen. Wer eine „geschlossene Gesellschaft“ bildet, macht es selbst ehrlich Suchenden schwer, sich auf sie einzulassen.

Jesus suchte die Verlorenen

In diesem Punkt unterschied sich Jesus grundlegend von den Pharisäern. In seiner Liebe zog er Menschen aus den unterschiedlichen Milieus an, gerade aus den ausgegrenzten und verachteten. Am Beispiel des Milieus der Zöllner soll verdeutlicht werden, wie Jesus die Herzen dieser verachteten Menschen gewann. Wir wollen beobachten, wie es dazu kam, dass es gerade unter den Zöllnern (und auch unter den Samaritern) zu erweckungsartigen geistlichen Aufbrüchen kam. Für unsere heutige Situation ist von großer Bedeutung, in welchen dieser unterschiedlichen Milieus eine Offenheit für das Evangelium existiert, weil Gott dort schon am Arbeiten ist.

Die Zöllner taten Buße

Zur Zeit Jesu bildeten die Zöllner ein solches eigenes Milieu am Rand der damaligen Gesellschaft. Wir wüssten wenig darüber, wenn nicht speziell Lukas einen Blick dafür gehabt hätte. Er betrachtet seinen Herrn, wie es ihm in seiner Liebe gelingt, ihre Herzen zu gewinnen. Daher ist im Folgenden fast alles Sondergut des Lukas-Evangeliums.

Zunächst berichtet er als Einziger, dass auch die Zöllner sich von Johannes taufen ließen (Lk 3,12-13). Sie fragen Johannes sogar aus einem ehrlichen Herzen, was sie denn jetzt nach ihrer Taufe tun sollten, um Gott zu

gefallen. Johannes verurteilt sie nicht in Bausch und Bogen sondern gibt ihnen nur eine Anweisung, die er vermutlich aus dem Bekenntnis ihrer Sünden entnommen hatte: „Fordert nicht mehr als euch verordnet ist.“

Als Jesus von Johannes, dem Täufer, spricht, erwähnt auch er speziell die Zöllner: „Das ganze Volk, das zuhörte, *und die Zöllner* rechtfertigten Gott, indem sie sich mit der Taufe des Johannes taufen ließen. Die Pharisäer aber und die Gesetzesgelehrten machten den Ratschluss Gottes für sich selbst wirkungslos, indem sie sich nicht von ihm taufen ließen.“ (Lk 7,29-30). Er erwähnt die Zöllner als einzige spezielle Gruppe. Sie hatten die Botschaft Gottes anerkannt, also eingesehen, dass sie die Buße nötig hatten, um sich dann öffentlich von Johannes taufen zu lassen. Die Pharisäer und die Gesetzesgelehrten dagegen nicht, sagt Jesus in aller Öffentlichkeit (V. 24). Die „gottlosen Zöllner“ beurteilt er besser als die „frommen Pharisäer“. Ein öffentlicher Skandal?

Jesus beruft den Zöllner Levi

Aber es kommt noch heftiger: Der Rabbi Jesus beruft am Zollhaus in Kapernaum einen Zöllner in seine Nachfolge! (Lk 5, 27-32) Einen, mit dem die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht einmal gegessen hätten! Einen Kollaborateur der Römer, der die Steuer eintrieb, deren Bezahlung sie aus religiösen Gründen ablehnten (Mk 12,13). Einen, der das Image eines Betrügers hatte, der sich auf Kosten des Volkes bereicherte (schließlich hatte er ja ein eigenes großes Haus, Lk 5,29). Einen, der zum kulturellen Milieu eben jener unreinen Leute gehörte, die nicht einmal den Tischsitten der Väter Beachtung schenkten. Einen, der eben ein „Zöllner und Sünder“ war und blieb (V.30). Und so einen Menschen beruft der Rabbi Jesus als seinen Jünger!

Und dieser Levi (oder Matthäus) „verließ alles, stand auf und folgte ihm nach“. Beeindruckend, wie das Wort Jesu seinen Lebensweg total umgekrempelt hat. Levi ist sofort bereit, alles aufzugeben und dem Ruf Jesu zu folgen. Eines hat ihm Jesus allerdings nicht gesagt: Nämlich dass er seine Verbindung zu den Zöllnern ein für alle Mal abbrechen müsse! Deswegen macht Levi *für Jesus* „ein großes Mahl“ in seinem Haus. Und er lädt „eine große Menge“ Zöllner dazu ein. Und Jesus geht hin – und isst und feiert mit ihnen! Er bemüht sich um diese Menschen, redet mit ihnen, spricht zu ihnen vom Reich Gottes, erwärmt ihre Herzen! Es scheint, dass das Ver-

trauen, das Jesus Levi entgegenbringt, das Herz der Zöllner noch weiter für Gott öffnet. Dass dieser Levi eine Schlüsselperson für das ganze Milieu der Zöllner gewesen ist!

Und natürlich haben die Pharisäer ihren Widerspruch deutlich artikuliert. Jesus gibt ihnen eine weise Antwort, die sein Herz zeigt, aber auch die Tür zu ihnen nicht zuschlägt: „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße.“ (V.32). Das war das Ziel seines Kommens. Und dazu musste er eine liebevolle Gemeinschaft mit den Sündern pflegen, die ihr Herz aufschloss. Auch wenn das den Frommen, die sich abgrenzten, nicht gefiel.

Alle Zöllner kommen

Als Nächstes lesen wir: „Es nahten aber zu ihm *alle* Zöllner und Sünder, ihn zu hören.“ (Lk 15,1). Immer mehr bewegte Jesus die Herzen der Zöllner. Wahrscheinlich war seine Botschaft das wichtigste Thema ihrer Gespräche. Inzwischen wurden alle von seinen Worten angezogen. Es entsteht eine regelrechte Erweckung.

Und wieder gibt es Proteste der Pharisäer und Schriftgelehrten. Deshalb erzählt Jesus nacheinander ohne Einschub drei wunderbare Gleichnisse, die sein eigenes Herz und das Herz des Vaters im Himmel zeigen. Alle drei haben den gleichen Schwerpunkt: Es geht etwas verloren – ein Tier, eine Sache und schließlich ein Mensch. Dann setzt ein Suchen, ein Warten, ein Hoffen ein. Alle Anstrengungen und Gefühle richten sich darauf, das Gesuchte zu finden. Und man gibt nicht auf, bis man gefunden hat. Das Finden führt dann zu einer unbändigen Freude auf der Erde – und *auch im Himmel*.

Damit macht Jesus sowohl den Verlorenen als auch den Frommen deutlich, wie grenzenlos wertvoll verlorene Menschen für den Vater im Himmel sind! Suchen auch wir sie mit ganzem Herzen, auch wenn sie ganz anders sind als wir selbst? Oder haben wir Angst, mit Menschen aus „unfrommen Milieus“, mit Sündern und Sünde in Berührung zu kommen? Und uns dabei vielleicht die Vorwürfe von frommen Christen einzuhandeln, die auf Abgrenzung und Absonderung von Menschen bedacht sein mögen?

Nach der Einschätzung des Himmels hat jeder einzelne Mensch, der zur Buße kommt, höchsten Wert. Seine Umkehr bringt den Himmel in Bewegung. Die Freude des Himmels ist Ausdruck der ganzen Liebe Gottes, der vollen Vergebung, der neuen Beziehung zu Gott als Vater. Hat der Vater des verlorenen Sohnes ihn nicht bereits kommen sehen, als er „noch fern war“? Hat ihn sein Anblick nicht bis ins tiefste Innere gerührt, so dass er

ihm entgegen gelaufen und um den Hals gefallen ist? Hat er nicht für ihn ein Riesen-Fest gefeiert? Zeigt uns das nicht das liebende Herz Gottes? (Lk 15,20-24)

Diese Aussage über die Freude im Himmel hätte eigentlich die murrenden, freudlosen Pharisäer besonders beschämen müssen. Machen wir uns immer bewusst, welchen Wert ein einziger geretteter Sünder in den Augen Gottes hat? Müssten wir uns dann nicht aufmachen und die Verlorenen mit größtem Engagement suchen?

Der Pharisäer und der Zöllner

Mit diesem Gleichnis (Lk 18,9-14) stellt Jesus das Denken der selbstgerechten Pharisäer total auf den Kopf. Der Zöllner ist es, der nach seinem Gebet im Tempel gerechtfertigt nach Hause geht. Ihm ist die Gnade Gottes zuteil geworden, um die er von ganzem Herzen gefleht hatte. Was für eine öffentliche Botschaft, die die Zöllner sicher mit Freude vernommen haben!

Und was für eine Warnung an die Pharisäer, die vor Gott ihre vielen guten Werke aufzählen konnten! Und die immer bestens abgeschnitten haben, wenn sie sich mit anderen verglichen! Und dann gar noch mit einem Zöllner und Sünder! Was für ein Unterschied zwischen der Religion, die menschliche Anstrengung aktiviert, und der Liebe Gottes, die menschliches Versagen vergibt!

Zachäus, der Oberzöllner

Es ist eine durch und durch merkwürdige Geschichte – die Begegnung Jesu mit dem Obersten der Zöllner aus Jericho (Lk 19,1-10). Warum hatte dieser reiche, mächtige Mann denn dieses ungeheuer starke Bedürfnis, Jesus zu sehen? Warum steigt er dazu sogar auf einen Baum? Ich habe von Zachäus seit meiner Kindheit gehört, ja Lieder über ihn gesungen. Aber niemand hat mir erklären können, warum dieser mächtige Mann auf einen Baum stieg, um unbedingt Jesus kennenzulernen – also fast um jeden Preis.

Dabei ist der Grund ganz einfach: Zachäus hatte gehört, wie „seine“ Zöllner immer wieder über Jesus und seine Botschaft sprachen. Das hatte ihn neugierig gemacht. Gegenüber seinen Untergebenen konnte er wohl kaum sein Innerstes offenbaren. Daher wollte er unbedingt Jesus selbst treffen. Deshalb hat er ihn „mit Freuden“ in sein Haus aufgenommen.

Aber auch Jesus hat Zachäus gesucht. Er spricht ihn sofort mit seinem Namen an und lädt sich bei ihm ein: „Heute *muss* ich in deinem Haus blei-

ben.“ Es ist das einzige Mal, dass Jesus selbst die Initiative zu einer Einladung in ein fremdes Haus ergreift. Die Volksmenge stellt fest, dass er dort „geherbergt“ hat, also offensichtlich über Nacht geblieben ist. Jesus hat sich intensiv um Zachäus bemüht, ihn ernst genommen, lange Gespräche mit ihm geführt. Mit tiefer innerer Befriedigung bringt er schließlich zum Ausdruck: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren.“

Als er sich von Zachäus verabschiedet, stellt Jesus fest, dass er gekommen sei, „zu *suchen* und zu *erretten*, was verloren ist“. Wir alle sind Nutznießer der einmaligen großen Rettungstat Jesu am Kreuz, die der gesamten Menschheit gilt. Jesus stellt sie hier als Ziel seines Kommens auf die Erde dar. Aber er spricht zuerst davon, dass er gekommen ist, Menschen wie eben den „sündigen Mann“ Zachäus *zu suchen*, um sie zu erretten. Suchen bedeutet doch, dass man besondere Energie aufwendet, um zu finden, und dass man seine Anstrengungen nicht einstellt, bevor man gefunden hat. Der Aufwand für die Suchaktion richtet sich nach dem persönlichen Wert des Gesuchten.

Dieser verachtete Zachäus war Jesus so wertvoll, dass er ihn inmitten der Volksmenge wahrnahm, ansprach, unter ihren missbilligenden Kommentaren in sein Haus begleitete, dort mit ihm allein viel Zeit verbrachte und schließlich die entscheidende Lebenswende des Oberzöllners bewirkte. Jetzt war Freude im Himmel über Zachäus (Lk 15,7)!

Die Reaktion des Volkes

Was die Bevölkerung von Jericho über Zachäus dachte, lässt sich am besten an ihrer Reaktion ablesen, die auf den Besuch Jesu in seinem Haus erfolgt. Wir lesen, dass *alle murrten* und über Jesus sagten: „Er ist eingekehrt, um bei einem sündigen Mann zu herbergen.“ Am Anfang waren es nur die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Jesus kritisierten. Jetzt ist es die gesamte Bevölkerung, die kein Verständnis für Jesus hat. So schlecht war der Ruf dieses Zachäus in seiner Stadt!

Und trotzdem sieht Jesus das Herz dieses Mannes und seine Bereitschaft zur Umkehr! Er bringt sich selbst in Verruf, weil er auf Zachäus zugeht. Nach der Lehre der Pharisäer sollte der Messias „die Sünder züchtigen und ein heiliges Volk versammeln“. Wie konnte denn „der da“, der mit einem hartgesottenen Sünder solche Gemeinschaft machte, der Messias sein? Es war in der Tat taktisch sehr unklug, sich gerade mit den verachteten Zöllnern einzulassen. Das hat sicher nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass er gekreuzigt worden ist.

Milieus mit unterschiedlichen Kulturen

Die Liebe Gottes wendet sich durch Jesus Christus Menschen einem verachteten Milieu zu. Er hat den Schrei ihrer inneren Not vernommen: Alles reiche Leute, enorm hoher sozialer Standard, große Häuser – und doch innerlich unbefriedigt und ein Stück verzweifelt. Jesus hat sie angenommen, wie sie waren – und sie haben ihm Vertrauen entgegengebracht und Gott ihr Herz geöffnet.

Offensichtlich ist Jesus besonders gut bei Menschen angekommen, die die frommen Juden ausgegrenzt hatten. „Wahrlich ich sage euch, dass die Zöllner und die Huren euch vorangehen in das Reich Gottes“, sagte er zu den Pharisäern (Mt 21,31). Dazu gehörte auch die Frau, die „eine Sünderin“ war, die Jesus aus Dankbarkeit in Gegenwart der Pharisäer die Füße gesalbt hat (Lk 7,37). Dem Pharisäer Simon, in dessen Haus sich diese außergewöhnliche Szene abspielte, hätte sich diese Frau nie anvertraut. Aber der Sohn Gottes, der niemals einen sündigen Gedanken hatte, sah ihre innere Not und hat zu ihrem Herzen gesprochen.

Zu den Verachteten gehörten auch die *Samariter*, durch deren Gebiet Jesus immer ziehen musste, wenn er zwischen Judäa und Galiläa hin- und herreiste. Sehr eindrucksvoll ist die Art, wie er die Herzen der Menschen in Sychar, der „religiösen Hauptstadt“ der Samariter, gewann. Es geschah über eine Schlüsselperson: Eine einzelne verachtete Frau, die in der Mittagshitze aus der Stadt hinaus zum Brunnen ging, wo er auf sie wartete (Joh 4). Die Begegnung mit ihr und die Auswirkungen auf die Stadt sind in vielen Kommentaren beschrieben. Allerdings fehlen Aussagen zum kulturellen Schlüssel, mit dem Jesus das Herz der Frau und schließlich der Bewohner der Stadt aufschloss. Es war sein *prophetisches Wort* (Joh 4,19.25.29), mit dem er mitten in das Leben der Frau hineinsprach. Dazu muss man wissen, dass die Samariter ausschließlich die fünf Bücher Mose als Heilige Schriften anerkannten. Dort ist der Messias, auf den sie offensichtlich warteten, als Prophet beschrieben. Mose sagt nämlich: „Einen Propheten wie mich wird dir der Herr, dein Gott, aus deiner Mitte, aus deinen Brüdern, erstehen lassen. Auf ihn sollt ihr hören!“ (5Mo 18,15).

Evangelien für die damaligen großen Kulturen

Wer ihre Kultur nicht liebt, kann sehr schwer in das Herz von Menschen hinein reden. Da das Herz am besten in der Muttersprache erreicht wird, sind Bibelübersetzungen in diese „Herzenssprache“ von großer Wichtigkeit für die Mission.

Gott nimmt die kulturell bedingten Unterschiede der Menschen sehr ernst. Das ist ein Grund dafür, weshalb es nicht ein Einheits-Evangelium für die gesamte Menschheit gibt, sondern vier verschiedene, die sich an die großen Kulturen der damaligen Zeit wenden. So schrieb Johannes für die Römer, Matthäus für die Juden und Lukas für die Griechen, die prägende Kultur im Mittelmeer-Raum. Zusätzlich gibt es noch das recht allgemein gehaltene Markus-Evangelium.

Dazu hat Gott entsprechende Autoren ausgesucht und begabt, die sich mit ihren jeweiligen Adressaten identifizierten und Begebenheiten im Leben Jesu aus ihren unterschiedlichen Blickwinkeln beobachteten. So erwähnt Johannes das soeben diskutierte Milieu der Zöllner überhaupt nicht. Das Wort Zöllner kommt bei ihm nicht ein einziges Mal vor. Was hätte er den Römern auch darüber erzählen sollen? Etwa dass es „Kollaborateure“ mit Rom gab, die von den Juden verachtet wurden, weil sie die Steuern der Römer eintrieben? Das wäre sicher nicht gut angekommen. Interessant sind auch die Mitteilungen des Matthäus (oder Levi), der sich in seinem Evangelium selbst offen als Zöllner bezeichnet (Mt 10,3), aber den Zöllnern gegenüber auf Distanz bleibt („Tun nicht auch die Zöllner dasselbe?“, Mt 5,46; „Er sei dir wie der Heide und der Zöllner!“, Mt 18,17; „die Zöllner und die Huren“ Mt 21,31). Er wendet sich eben an die Juden, von denen er aus eigener Erfahrung wusste, dass ihre Mehrheit die Zöllner zutiefst verachteten. Lukas dagegen hat den ganz anderen Blick, indem er die inneren Konflikte und Sehnsüchte der Zöllner erahnen lässt und beschreibt, wie sie sich immer mehr Jesus zuwenden – ein Zwiespalt, der bei den Nicht-Römern sicher gut verstanden wurde.

Unterschiedliche Milieus – auch heute

Einleitend wurde behauptet, dass es bereits in der deutschstämmigen Bevölkerung unserer heutigen Gesellschaft sehr unterschiedliche Milieus gibt. Um diese Unterschiede besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die „Sinus-Milieu-Studien“ (Quelle: Sinus-Institut, Heidelberg, Berlin, Zürich). Sie bilden Gruppen von Menschen ab, die sich in ihrer Lebensauf-

fassung und Lebensweise ähneln. Grundlegende Wertorientierungen gehen dabei ebenso in die Analyse ein wie AlltagsEinstellungen – zu Arbeit, Familie, Freizeit, Medien, Geld, Konsum ... Menschen des gleichen Milieus verkehren natürlich bevorzugt mit ihresgleichen, wohnen oft in gleichen Stadtteilen.

Die Sinus-Studien ordnen ihre Ergebnisse in einem Koordinatensystem mit zwei Achsen (Abb. 15.1, Zahlen aus 2011; die erste Studie erfolgte in 2005). Je höher ein Milieu in dieser Graphik auf der senkrechten Achse angesiedelt ist, desto gehobener sind Bildung, Einkommen und Berufsgruppe (soziale Lage). Je weiter das Milieu auf der waagrechten Achse nach rechts positioniert ist, desto moderner oder postmoderner ist die Grundorientierung. Links unter A finden sich die traditionellen Werte (wie Festhalten und Bewahren, Pflichterfüllung und Ordnung), in der Mitte unter B eine moderne Lebenseinstellung (Lebensstandard, Status, Besitz oder Selbstverwirklichung, Emanzipation, Authentizität) und schließlich unter C Leute, die sich neu orientieren, „machen“ und erleben oder Grenzen überwinden wollen.

In den westlichen Ländern ist das jeweilige Ergebnis eine Grafik mit der Form einer „Kartoffel“. In der Regel werden 10 verschiedene Milieus identifiziert. Dabei unterscheidet man die sozial gehobenen Milieus (sie werden als konservativ-etabliert, liberal-intellektuell, Performer und expeditiv bezeichnet, knapp 1/3 der Bevölkerung), die Mainstream-Milieus der sozialen Mitte (Bürgerliche Mitte, Sozial-Ökologische und Adaptiv-Pragmatische, knapp ein weiteres Drittel), sowie die Milieus der unteren Mitte und der Unterschicht (traditionelles, prekäres und hedonistisches Milieu, etwas mehr als ein Drittel). Hedonismus ist (kurz gesagt) die Lust am Genuss.

Um zu illustrieren, welche Haltungen sich hinter diesen nicht immer sofort verständlichen Begriffen verbergen, werden die einzelnen Milieus etwas näher beschrieben (Tab. 15.1). Dabei werden kurze Angaben zum Lebenssinn und zu der für uns wichtigen Orientierung zum christlichen Glauben gemacht (Quelle: MDG-Milieuhandbuch 2013 der MDG Medien-Dienstleistung GmbH, München). Dabei erkennt man riesige Unterschiede zwischen den einzelnen Milieus. „Den modernen Menschen“ gibt es also eigentlich gar nicht, man hat es immer mit sehr unterschiedlich geprägten Zeitgenossen zu tun, die in sehr unterschiedlicher Weise auf den Glauben angesprochen werden müssen.

Von ihrer Haltung her sind zunächst die Konservativ-Etablierten und die Traditionellen für den Glauben zugänglich. Diese Menschen identifizieren sich stark mit christlichen Werten, hängen oft aber an einer traditonel-

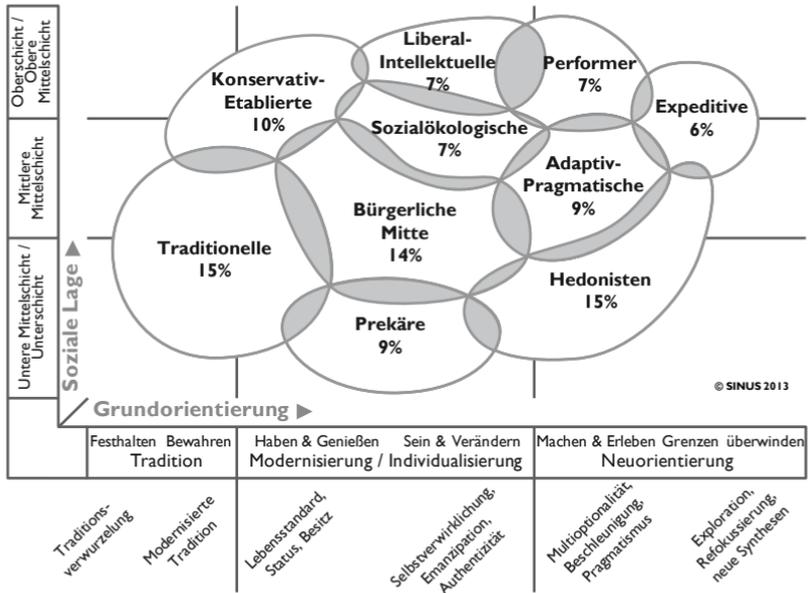
len Form des Glaubens, die wenig geistliches Leben hat. In anderen Schichten ist der Grad der Offenheit für das Evangelium geringer, aber fast überall scheint es offene Fragen und Zugänge zu geben, wenn man die Menschen liebt, sie ernst nimmt und ihnen lange zuhört. Wenn man ihnen eben einer „wie aus ihrem Milieu“ wird, „um einige zu erretten“ (1Kor 9,22).

In unseren Gemeinden finden sich im Wesentlichen Menschen aus den erwähnten traditionellen und gemäßigt modernen Milieus im linken Spektrum der „Kartoffel“. Die Menschen, die wir mit dem Evangelium erreichen, gehören in der Regel auch zu diesen Milieus, so dass wir als Gemeinden eigentlich in dieser ganzen „Kartoffel“ nur eine sehr beschränkte Auswahl ansprechen.

Natürlich gibt es zu den Sinus-Milieus noch eine Menge Detail-Informationen, die man in der Literatur nachlesen kann. Die wichtigste Lektion aus diesen Untersuchungen ist, dass es über unsere übliche Gemeindenkultur hinaus noch große Milieus von Menschen gibt, die ganz anders „ticken“, die aber auch das Evangelium brauchen. Und sie werden mit Sicherheit nicht erst so werden wie wir, bevor sie sich bekehren! Nach der Studie aus den Evangelien bin ich überzeugt, dass Jesus Menschen aus den verschiedensten Milieus ansprechen würde, wenn er heute lebte. Er würde ihr Lebensgefühl und ihre Fragen ernst nehmen und sich nicht scheuen, mit ihnen zu leben und zu feiern. Er würde suchen und erretten, was verloren ist (Lk 19,10). Fangen wir als Gemeinden an, uns ihm für diese große Aufgabe zur Verfügung zu stellen! Paulus würde sagen: „Die Liebe des Christus drängt uns.“ (2Kor 5,14). Wir müssen geistvolle und liebevolle relevante Antworten auf die Fragen finden, die sie im Innersten bewegen (Kol 4,5-6). Die Zusammenstellung in Tab. 15.1 kann dabei eine gute Hilfe darstellen.

Dabei sollten wir nicht vergessen, dass es „Sprachen“ gibt, die in jedem Milieu verstanden werden: Krankheit und Gesundheit, Sport, Kochen und Essen, Musik, Theater ... Die Tür kann aufgehen, wenn Menschen spüren, dass ihre Bedürfnisse auf Liebe stoßen. Wenn sie an uns sehen, was Gnade und Vergebung wirklich bedeuten. Wir bauen dann Brücken, nicht Gräben. Und wir sehen staunend, was Gott aus Menschen machen kann!

Abb. 15.1: Die Sinus-Milieus® in Deutschland 2013 – Soziale Lage und Grundorientierung



Tab. 15.1: Die unterschiedliche Sinus-Milieus und ihre Haltung zum christlichen Glauben

Milieu	Kennzeichen	Lebenssinn	Haltung zum christlichen Glauben
Konservativ-etabliertes Milieu	Das klassische Establishment	Verantwortungs- und Erfolgsethik; Exklusivitäts- und Führungsansprüche; Standesbewusstsein, Entre-nous-Abgrenzung	<ul style="list-style-type: none"> Religion als Teil der Familientradition Religion als gesellschaftliches Bindemittel und Hüterin traditioneller Werte Häufig intellektuelle Auseinandersetzung mit Fragen des Glaubens, der Ethik und Moral

Milieu	Kennzeichen	Lebenssinn	Haltung zum christlichen Glauben
Traditionelles Milieu	Nachkriegsgeneration, die Sicherheit und Ordnung liebt (Bürgerliche oder Arbeiter-Kultur)	Verhaftet in der alten kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur; Sparsamkeit, Konformismus und Anpassung an die Notwendigkeiten	<ul style="list-style-type: none"> • Häufig gläubige Katholiken – von Kindheit an (traditionelle Volkskirche) • Kaum kritische Auseinandersetzung mit Glaube, Religion und Kirche • Religion ist Lebensgrundlage und Lebenssinn, gibt Halt und Struktur
Prekäres Milieu	Um Orientierung und Teilhabe bemühte Unterschicht mit starken Zukunftsängsten und Ressentiments	Häufung sozialer Benachteiligungen, geringe Aufstiegspektiven, reaktive Grundhaltung; bemüht, Anschluss zu halten an die Konsumstandards der breiten Mitte	<ul style="list-style-type: none"> • Häufig fehlende Bezüge zu Religion und Glaube, Konzentration auf das Diesseits • Den wenigen (oft naiv) Gläubigen spendet ihr Glaube Trost und Hoffnung • Verbreitet Enttäuschung durch Kirche und Kirchenvertreter und Abwendung vom Glauben
Bürgerliche Mitte	Der leistungs- und anpassungsbereite bürgerliche Mainstream	Generelle Bejahung der gesellschaftlichen Ordnung; Wunsch nach beruflicher und sozialer Etablierung und gesicherten, harmonischen Verhältnissen	<ul style="list-style-type: none"> • Glaube kann (in unsicheren Zeiten) Rückhalt und Orientierungshilfe sein • Glaube, Religion und Kirche gehören zusammen; Kirche ist fester Bestandteil des sozialen Gefüges • Akzeptanz der ritualisierten religiösen Praxis (z. B. Gebete)
Sozialökologisches Milieu	Konsumkritisches/-bewusstes Milieu mit normativen Vorstellungen vom "richtigen" Leben	ausgeprägtes ökologisches und soziales Gewissen; Globalisierungs-Skeptiker, Bannerträger von Political Correctness und Diversity	<ul style="list-style-type: none"> • Ablehnung des normativen Anspruchs der Religionen; kirchenkritische Grundhaltung • Der persönliche Glaube ist nicht an eine Religion gebunden, oft individuelles Glaubens-Patchwork • Faible für fernöstliche spirituelle Angebote

Milieu	Kennzeichen	Lebenssinn	Haltung zum christlichen Glauben
Liberal-intellektuelles Milieu	Die aufgeklärte Bildungselite	liberale Grundhaltung und post-materielle Wurzeln; Wunsch nach selbstbestimmtem Leben, vielfältige intellektuelle Interessen	<ul style="list-style-type: none"> • Interessiert-kritischer Zugang zu Glauben und Religion(en) • Religion als zentraler Bestandteil kulturellen Lebens • Glaube als Basis einer ethischen Grundhaltung • Wunsch nach religiöser Vielfalt und Ökumene
Milieu der Performer	Die multi-optionale, effizienzorientierte Leistungselite	global-ökonomisches Denken; Konsum- und Stil- Avantgarde; hohe IT- und Multimedia-Kompetenz	<ul style="list-style-type: none"> • Glaube widerspricht den Kernwerten Rationalität und Eigenverantwortung • Glaube als „Exit-Strategie“ aus den Zwängen des Alltags • Vorbehalte gegenüber den etablierten Religionen; Katholizismus ist kaum anschlussfähig an das moderne Leben
Expeditives Milieu	Die ambitionierte kreative Avantgarde	mental und geografisch mobil, online und offline vernetzt und auf der Suche nach neuen Grenzen und neuen Lösungen	<ul style="list-style-type: none"> • Glaube als individuelles Konzept jenseits der bestehenden Religionen • Offenheit für unterschiedlichste spirituelle Angebote; häufig Patchwork-Glauben • Ablehnung institutionalisierten religiösen Lebens und jeder Art von religiösem Fanatismus
Adaptiv-pragmatisches Milieu	Die moderne junge Mitte unserer Gesellschaft mit ausgeprägtem Lebenspragmatismus und Nutzenkalkül	zielstrebig und kompromissbereit, hedonistisch und konventionell, flexibel und sicherheitsorientiert; starkes Bedürfnis nach Verankerung und Zugehörigkeit	<ul style="list-style-type: none"> • Glaube und Religion sind alltagsfern; aber Offenheit für Kasualien • Religion und Glaube werden unter Nützlichkeitsaspekten betrachtet; Kirche als Dienstleisterin • Wunsch nach spirituellen Wellness-Angeboten

Milieu	Kennzeichen	Lebenssinn	Haltung zum christlichen Glauben
Hedonistisches Milieu	Die spaß- und erlebnisorientierte moderne Unterschicht/untere Mittelschicht	Leben im Hier und Jetzt, Verweigerung von Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft	<ul style="list-style-type: none"> • Glaube und Religion haben im Alltag wenig Bedeutung • Die Bestimmungen der (christlichen) Religion sind einengend und spaßfeindlich • Stark individualisierte Glaubenskonzepte – losgelöst von Kirche, Religion oder sogar Gott

Goldmann, Gerd

Was Gemeinden heute brauchen

Handbuch für Gemeindeleitungen und engagierte Mitarbeiter

278 Seiten – 13,5 x 20,5 cm – gebunden
14,95 EUR[D], 15,40 EUR[A], CHF 22,50
ISBN: 978-3-939577-20-1
Bestell-Nr.: 652.820



e d i t i o n

ForumWiedenest

Christliche Impulse für Gemeinden. Weltweit.

Dieses Buch kann ich allen Gemeindepraktikern nur wärmstens empfehlen. Es enthält die zentralen Prinzipien für gesunden Gemeindebau. Ich bewundere den Mut des Autors, Vorstellungen in Frage zu stellen und – theologisch begründet – neue Wege aufzuzeigen. Dem Buch spürt man die Leidenschaft für gesundes Gemeindegewachstum, geistliche Gemeindeerneuerung und eine förderliche Leitung der Gemeinde ab.

Artur Siegert

Pastor der Kirche für Oberberg (KfO), Gummersbach

Gerd Goldmann ist von der Leidenschaft geprägt, Menschen für Jesus zu gewinnen. Wer sich als Mitarbeiter von dieser Perspektive anstecken lassen möchte, der findet in diesem Buch eine Fülle von Anregungen. Es lebt von der Erwartung, dass Gott auch unter uns in Deutschland Neues wirken kann, so wie es in vielen Ländern heute schon geschieht.

Horst Engelmann

Leiter des Bereichs Weltweite Mission bei Forum Wiedenest, Bergneustadt

„Die Gemeinde ist das Wertvollste, was Gott besitzt. Wann werden wir die Weichen so stellen, dass Gemeinden in Deutschland ihre Aufgaben kraftvoll wahrnehmen und ein gesundes Wachstum erleben?“

Dr. Gerd Goldmann ist Ingenieur und war bis zu seinem 60. Lebensjahr in der Chemischen Industrie tätig. Von 2003-2011 leitete er Forum Wiedenest. Neben seinem knapp 40-jährigen Dienst als Ältester in zwei Brüdergemeinden war er als Vorsitzender der Ev. Allianz Krefeld (1978-1998) und des Christ camp e.V. (1982-2003) engagiert und ist heute als Referent zu Gemeindegewachstum unterwegs. Er lebt in Krefeld, ist verheiratet mit Christa und hat drei Kinder und fünf Enkel.

€[D] 14,95; €[A] 15,40

Best.-Nr.: 652.820

ISBN: 978-3-939577-20-1

Best.-Nr.: 449.541

ISBN: 978-3-935707-41-1



9 783939 577201



9 783935 707411

puls medien

TOTA
PUBLIKATIONEN